

kunst

In Zeiten des Übergangs

Das Projekt FUGE für eine künstlerische und kulturelle Zwischen-
nutzung der städtischen Siedlung Bernerstrasse in Zürich ging
am 31. Januar 2004 zu Ende. Alle KünstlerInnen und Studierenden
haben die Grünau verlassen, viele arbeiten längst an anderen
Orten, an anderen Projekten. Andere Menschen mit schwererem
Gerät sind seither der Siedlung handfester zu Leibe gerückt. Von
den 26 Wohnblocks ist nichts mehr übrig als die Erinnerung in den
Köpfen – und ein Archiv, das D.A.G., das die realen Räume der
Siedlung überdauern wird.

27
26
25
24
23
22
21
20
19
18
17
16
15
14
13
12
11
10
9
8
7
6
5
4
3
2
1

Konzept und Leitung
Tobi Hobi
thobi@gmx.ch
Copyright © 2004 bei Pro FUGE

Impressum

Herausgeber
Verein Pro FUGE
profuge@tiscali.ch

Gestaltung
Sylvia Schmucki
sy@agentsy.ch

Textredaktion
Hans-Peter von Däniken

Korrektorat
Susan Winkler
suwinkler@bluewin.ch

Prepress
Hürlimann Medien AG
info@hue.ch

Konzept und Leitung
Tobi Hobi
thobi@gmx.ch
Copyright © 2004 bei Pro FUGE

Impressum

Herausgeber
Verein Pro FUGE
profuge@tiscali.ch

Gestaltung
Sylvia Schmucki
sy@agentsy.ch

Textredaktion
Hans-Peter von Däniken

Korrektorat
Susan Winkler
suwinkler@bluewin.ch

Prepress
Hürlimann Medien AG
info@hue.ch

Konzept und Leitung
Tobi Hobi
thobi@gmx.ch
Copyright © 2004 bei Pro FUGE

Impressum

Herausgeber
Verein Pro FUGE
profuge@tiscali.ch

Gestaltung
Sylvia Schmucki
sy@agentsy.ch

Textredaktion
Hans-Peter von Däniken

Korrektorat
Susan Winkler
suwinkler@bluewin.ch

Prepress
Hürlimann Medien AG
info@hue.ch

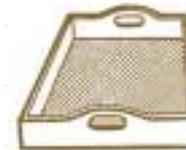


inhalt

Editorial Von Tobi Hobi und Christine Fueter (Projektleitung)	5
Station FUGE Wie die Grünaue geistige Energien freisetzte. Von Andrej Spendov, Übersetzer und Betriebsleiter der Quartierfabrik Vert.Igo, Präsident von Pro FUGE	6
Bildteil I: KünstlerInnen dokumentieren ihre Arbeiten	8
Kunst als Sozialarbeiterin Ein kunstkritischer Streifzug. Von Barbara Basting, Kulturredaktorin beim «Tages-Anzeiger»	24
Stadtschaftskunst als Eingriff Warum FUGE etwas über die Schweiz aussagt. Von Frans Geraedts, Philosoph, Fachbegleiter der Quartierentwicklung Grünaue	26
«So günstig ist Kultur nicht zu haben» Ein Selbstgespräch von Andreas Niederhauser, Künstler	27
Treffpunkt, Kontrapunkt, Oase Statements der FUGE-KünstlerInnen. Aufgezeichnet von Gabi Mojzes, Kunstwissenschaftlerin und Kulturmanagerin, Projektkoordinatorin FUGE	28
Bildteil II: Fotografien von Franz Rindlisbacher	30
Ausbruch aus dem Schulalltag Weshalb FUGE den HGKZ-Studierenden gut tat. Von Hans-Peter von Däniken, Publizist	44
Bildteil III: HGKZ-Projekte in der Grünaue	46
Atmosphärenforschung Wie es zum «Digitalen Archiv Grünaue» kam. Von Hannes Rickli, Dozent HGKZ	66
«Cool, so eine Vernissage» Kinder und KünstlerInnen in der Grünaue. Von Hannah Munz, Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünaue	68
Zürich beginnt in der Grünaue, Stadtentwicklung auch! Für die Fachstelle für Stadtentwicklung war FUGE ein Erfolg. Von Michael Emmenegger, Projektleiter Fachstelle für Stadtentwicklung	69
Zu hohe Erwartungen an die Kunst? Ein Gespräch mit Ursula Rütimann und Klaus Güntensperger vom MieterInnenbüro in der Siedlung Bernerstrasse	70
Soziale Arbeit in der Grünaue Erinnerungen an Begegnungen im Arbeitsalltag des MieterInnenbüros. Aufgezeichnet von Ursula Rütimann, Sozialarbeiterin	71
Ein buntes Puzzlespiel Für Kulturmobil von Pro Helvetia ist FUGE richtungsweisend. Von Reto Staeheli, Pro Helvetia, Abt. Kultur & Gesellschaft	72
Eine Win-win-Situation für alle Seiten Ein Gespräch mit Hans Graf von der Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich	73
Städtisches Wohnen für wenig Geld Das Neubauprojekt Werdwies. Von Daniel Kurz, Historiker, Amt für Hochbauten der Stadt Zürich	74
Von der Überforderung und der Unterforderung der Kunst Die Kunst kann nicht alles richten. Von Gabriela Christen, Kulturredaktorin bei Schweizer Radio DRS und Dozentin HGKZ	76
Ausziehen Von Ruth Schweikert, Schriftstellerin	78



Rahel Hegnauer «Nest»



editorial

«Die Welt will keine Kunst. Die Welt will Geld, Essen und Trinken, trockene Füße, Unterhaltung, Geschlechtsvergnügen. Der Künstler ist daher überflüssig.»

Herbert Rosendorfer

Die Welt will keine Kunst, und wenn schon, dann in den dafür vorgesehenen Reservaten, in Galerien und Museen. «Kunst trotz allem», das könnte der Untertitel zum Projekt FUGE sein. Statt eines Museums 26 Blocks einer Abbruchsiedlung, statt eines zentrumnahen Trendquartiers ein Wohngetto an der städtischen Peripherie. Und dazu nur ein Bruchteil der benötigten finanziellen Mittel, nur ein Bruchteil der benötigten Stellenprozent. Trotzdem, das Projekt FUGE für eine kulturelle und künstlerische Zwischennutzung der Siedlung Bernerstrasse im Zürcher Quartier Grünau hat stattgefunden. Diese Dokumentation zeigt, was dabei herausgekommen ist.

Im Zentrum steht der Bildteil mit den Arbeiten der involvierten freien Kunstschaaffenden und der Studierenden der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich (HGKZ). Viele der 150 Künstlerinnen und Künstler haben auf Einladung für diese Dokumentation digitales Bildmaterial ihrer Werke eingesandt. Diese Fotografien vergegenwärtigen mit besonderer Intensität das Projekt FUGE. Aus ihnen hat die Grafikerin Sylvia Schmucki eine erste Bildstrecke komponiert. Ihr lässt sie eine zweite mit Aufnahmen des Fotografen Franz Rindlbacher folgen, der zehn vom Kuratorinnenteam ausgewählte Arbeiten abgelichtet hat. Die dritte Bildschiene schliesslich ist den Projekten der HGKZ gewidmet. 270 Studierende und 14 Dozierende der Abteilung Lehrberufe für Gestaltung und Kunst haben die Schulräume verlassen, um sich in der Grünau zu Themen wie «At home immobile» oder «Digitales Archiv Grünau» mit der sozialen und städtebaulichen Realität dieses Randbezirks auseinander zu setzen.

Der Textteil bildet den Rahmen für das reiche Bildmaterial. Die Schriftstellerin Ruth Schweikert bettet alles Kunstschaaffen und Philosophieren in eine Geschichte von unerfüllten Wünschen, unerwarteten Enttäuschungen und der Hoffnung, dass mit dem Auszug alles besser werde. Zwei anerkannte Kunsthistorikerinnen geben einerseits eine Aussensicht auf das riesige Kunstvorhaben (Barbara Basting) und beleuchten andererseits die Bedeutung von Kunst für die Stadtentwicklung (Gabriela Christen). Komplexität und Einmaligkeit des Projekts FUGE werden vor Augen geführt, indem das dichte Netzwerk von Beteiligten aus den Bereichen Kunst, Architektur, Bildung, Stadtentwicklung und Soziokultur erkennbar gemacht wird. Was hat die städtische Liegenschaftsverwaltung mit Kunst am Hut? Warum engagiert sich die Fachstelle für Stadtentwicklung für ein künstlerisches Pilotprojekt mit ungewissem Ausgang? Weshalb interessiert man sich im Sozialdepartement für das Potenzial von Kunst? Wieso reden in Zeiten des Überganges, in denen Kunst und Kultur aus den Budgets verschwinden, doch alle von Kunst? Hat FUGE dem Überflüssigen Tür und Tor geöffnet?

Tobi Hobi

Vorstand Pro FUGE
Projektleitung HGKZ

Christine Fueter

Projektleitung FUGE

Station FUGE

Wie das Zürcher Randquartier Grünau in den Köpfen einen Ort fand und geistige und künstlerische Energien freisetzte.
Von Andrej Spendov.

Tramhaltestelle Tüffenwies

Hier beginnt die Grünau, ein Zürcher Randquartier, ein urbanes Gefüge der Widersprüche und Gegensätze. Sie beginnt unter der Europabrücke, beherbergt Bürgerinnen und Bürger aus der ganzen Welt, ist grün, ist grau, ist Dorf mit Grosstadtarchitektur. Wenn es darum geht, die Grünau zu charakterisieren, werden ihre Mängel beschrieben, nicht ihre Vorzüge. Die Grünau ist nicht, könnte man meinen: nicht anziehend, nicht reich, nicht Altstetten, nicht Zürich. In die Grünau zieht man nicht aus freien Stücken. Will aber nicht heissen, dass man hier nicht gerne wohnen bleibt. Die Attraktivität dieses Quartiers machen die hier lebenden und arbeitenden Menschen aus.

Grünaustrasse ... Bändliweg

Und mitten drin die Siedlung Bernerstrasse, ein Abbild des Quartiers, Schauplatz der FUGE.

Als bekannt wurde, dass diese Siedlung aus bautechnischen Gründen abgerissen wird, sah man sich einer neuen Belastung für das Quartier ausgesetzt. Die Grünau schien gänzlich aus den Fugen zu geraten. Die Tatsache, dass die Siedlung Bernerstrasse einem Neubau weichen muss, löste Fragen und Ängste aus: Was geschieht mit den Menschen, die dadurch ein Stück Heimat verlieren? Was geschieht vor dem Umbau mit den leer werdenden Wohnungen? Was mit dem Quartier? Es fielen Stichworte wie Notwohnungen, Besetzungen, Zerfall. Die Stimmung an den Veranstaltungen, an denen die Zürcher Liegenschaftsverwaltung ab Herbst 1999 über die bevorstehenden Kündigungen und den Neubau Werdwies informierte, wurde zusehends gespannter.

Endstation Werdhölzli, das Tram wendet.

Die Grünau kennt seit bald zwei Jahrzehnten ein Denklabor, ein virtuelles Gedankengebäude, das von Arbeitstätigen im Quartier gespeist wird – im Wesentlichen von Hannah Munz, Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünau, Frans Geraedts, Philosoph aus Amsterdam, und Francesco Genova, Leiter der Quartierfabrik Vert.Igo. Mit dem Denken über das Quartier stellen sie sich seiner Wirklichkeit, nehmen Fragen und Ängste ernst und mobilisieren weitere Kräfte. Mittlerweile haben sie auch andere Leute, die hier wohnen und arbeiten, in ihre Denkarbeit miteinbezogen und damit ein Netzwerk geschaffen, das sich aktiv für eine positive Entwicklung der Grünau einsetzt, Verantwortung übernimmt und nach Möglichkeiten sucht, das Quartier lebenswerter zu gestalten. Dieses Netzwerk trägt den widersprüchlichen Charakter des Quartiers im Namen: GGG (Grau-Grün-Grünau).

Das Projekt FUGE keimte im Denklabor auf. Mit kultureller Zwischennutzung wollte man dem Verdikt des Abbruchs Positives abgewinnen, etwas für das Image des Quartiers und das Selbstbewusstsein seiner Bewohner tun. Zusammen mit dem Kulturmobil von Pro Helvetia, der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich und der Fachstelle für Stadtentwicklung wurde ein Verein gegründet, der für Konzept und Umsetzung des Projekts zuständig war, als Schaltstelle zwischen der Liegenschaftsverwaltung und den Künstlern fungierte und die Anstellung zweier Kuratorinnen ermöglichte.

Bändliweg

Die Idee der FUGE, so einleuchtend und einfach, wie es gute Gedanken sind, lag in der Luft – nur nicht in jedermanns Greifweite. Gepflückt, gehörte sie plötzlich allen. Das Netzwerk der Akteure wurde immer grösser und mit ihm auch ein Spannungsfeld, in dem die FUGE schwebte. Unterschiedliche Interessen und Ansprüche lagen vor, und alle sollten sie von FUGE bedient werden.

Grünaustrasse

Ab September 2002 wurden die allmählich leer werdenden Wohnungen an Kulturschaffende aller Sparten als Ateliers vergeben. Damit blieb das Areal belebt und weckte das öffentliche Interesse. Der Exodus hinterliess Spuren.

Tüffenwies

Der Grünau kann man sich nicht mehr entziehen, seit es die FUGE gegeben hat. Sie ist vermerkt auf einer Landkarte von künstlerischem und kulturellem Schaffen, wie auch immer die Fazite der Beteiligten ausfallen mögen. Die Grünau ist.

Die FUGE selber hat, nachdem sie Ende Januar 2004 verklungen ist und der Abbruch der Siedlung Bernerstrasse Realität geworden ist, eine neue Heimat gefunden in den Köpfen der Teilnehmenden und Teilhabenden. So wird sie unter der Europabrücke hindurch in die Welt hinausgetragen und kommt, man möchte es hoffen, nicht zur Ruhe.



Corinne Rüsch «If somebody would know what happened»



01/

02/



03/

04/ 05/ 06/ 07/



08/

09/ 10/

11/

- /01 «mit» MIRJAM STAUB, KARIN SCHWARZBEK, THERES WAECKERLIN, MERET WANDELER, KAROLINE SCHREIBER, HANNA ZÜLLIG, AGATHA ZOBRIST, ALESSANDRA TAVERNINI, ELIANE RUTISHAUSER, SABINE HAGMANN, REGULA MICHELL, KLODIN ERB «DER STADTRAT BESUCHT «mit»» BÄNDLISTRASSE 36
- /02 RAHEL HEGNAUER «RASEN» BÄNDLISTRASSE 48/05
- /03 CHANTAL HOEFS, CHRISTINE SCHÜTZ «TORZEIT» DVD BÄNDLISTRASSE 43/10
- /04 ANDREAS RUDOLF, JANINE DÄHLER, HEIDI BAGGENSTOS «UNTER DER HAUT» BÄNDLISTRASSE 38/01
- /05 DANI MISIO «BY, BY GRÜNAU» BÄNDLISTRASSE 46/02
- /06 YOUSIF SALIH «WASSERSCHLAUCHSPIRALE» BÄNDLISTRASSE 38/02

- /07 CLAUDIO GINOCCHIO DREIFUSS NITE ART EVENTS «TROCKENRAUM» BÄNDLISTRASSE 6/1
- /08 ANDI BOESCH NITE ART EVENTS «ANOTHER FILM ON THE WALL» BÄNDLISTRASSE 6/3
- /09 REBEKKA STALDER NITE ART EVENTS «RAUM UND ZEIT» BÄNDLISTRASSE 46/2
- /10 PAUL TAKÁCS, ELIANE RIMANN NITE ART EVENTS «SCHRANK» BÄNDLISTRASSE 46/2
- /11 MALAIKA BELFOR NITE ART EVENTS «VON FRAUEN, KÜHEN UND EINIGEN MÄNNERN» BÄNDLISTRASSE 46/2



01/

02/



03/

01 ALEXANDRA CARAMBELLAS «INSIDE-OUT» GRÜNAURING 37/03
02 BEAT RECK «BILDER AUS DER PERIPHERIE» BÄNDLISTRASSE 44/04
03 CHRISTOPH ZELLWEGER «KNOCHENARBEIT» GRÜNAURING 39/03
04 ANDREA MEIER «WASSERSCHADEN» GRÜNAURING 47/05

04/



01/

02/



03/

04/

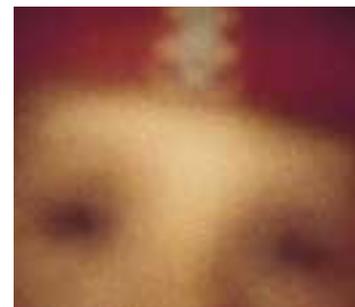
05/

06/

07/

- /01 CORINNE RUSCH «IF SOME» BÄNDLISTRASSE 46/10
- /02 SAMUEL HAETTENSCHWILER «WANDCOLLAGE» GRÜNAURING 29/03
- /03 MARIANO GAICH «PEAK DIP BOOM SLUMP» GRÜNAURING 33/06
- /04 STEFAN ROHNER «TÜRVLÄUFER» BÄNDLISTRASSE 38/06
- /05 KARL-HEINZ HASSELMANN «ALLTAGSBEWÄLTIGUNGSSTRATEGIEN» GRÜNAURING 35/03
- /06 MAGDA JARZABEK «HAUSHALTSPRÄGUNG» GRÜNAURING 35/03
- /07 SIMONA WEBER, GIAN KLAINGUTI «FERNE ERMÖGLICHT NÄHE» BÄNDLISTRASSE 44/03

- /08 BARBARA BIETENHOLZ «HAUSHALTINVENTAR» GRÜNAURING 39/05
- /09 FLAVIA SCHENKER «PUTZSCHRÄNKE» GRÜNAURING 47/05
- /10 ROGER HUBLI, DENIS EGGENBERGER «EXPEDITION» BÄNDLISTRASSE 22/03
- /11 VERENA GASSMAN, SUSAN HENGARTNER, ADRIANA MIKOLASKOVA, KATRIN SIMONETT, CLAUDIA THIESEN, DANIELA WETTSTEIN «PAK-PRAXIS FÜR ANGEWANDTE KUNST» BÄNDLISTRASSE 42/01
- /12 ANDREAS VOGEL «GAUDIUM» BÄNDLISTRASSE 38/06
- /13 ERIKA GEDEON, STEFAN SCHMIDHOFER «GESCHICHTENBATTERIE» GRÜNAURING 37/04
- /14 NATALIE SZATHMÁRY, JUDITH BÜHLER «EINLAUF» RAUM- UND KONSUM(GUT)GESTALTUNG NACH THEMA, FOTOGRAFIE, GUSTATORISCH-ÖLFAKTORISCHE GESTALTUNG KULTURELLER KLEINSTANLÄSSE BÄNDLISTRASSE 30/06



08/

09/

10/

11/

12/

13/

14/

Eine Erinnerung setzt sich aus vielen unterschiedlichen Teilen zusammen. Sie kann bewusst und unbewusst sein und hat für jeden einzelnen Menschen stets verschiedene Bedeutungen, obwohl es gleiche Erfahrungen sein können. Das Gewicht der Erinnerung ist jedesmal anders, das hängt von der Person, der Zeit, der Situation etc. ab. In Bedburg-Hau auf dem Gelände der Rheinischen Landeslinik (Fachklinik für Psychiatrie und Neurologie) wurden mit 8 Filmen Aufnahmen gemacht, mit zufälligem, aber auch geplantem Motiv. Alle insgesamt etwa 290 unterschiedlichen Aufnahmen wurden je einmal im Format 5x7 inch (ca. 13x18 cm) abgezogen. Jeder Abzug hat die Nummer des jeweiligen Filmes bzw. Bildes. Die Abzüge werden/wurden in 1/3x1/3 inch grosse Stücke geschnitten, einige Abzüge jedoch bleiben ungeschnitten. Die Stücke jeweils eines Abzuges werden in einer Filmdose aufbewahrt (nummeriert entsprechend des Filmes/Bildes), um später aufgeklebt zu werden. Ein paar Fotos bleiben in den Fotodosen – geschnitten –, sie werden nicht aufgeklebt werden. Jede Arbeit besteht aus den Stücken eines einzigen Foto-Abzuges.



01/

02/



Die ausgestellte Installation mit dem Titel «Planungsbüro I» ist der erste Teil eines umfangreichen Projektes mit dem Arbeitstitel WWCITY. Bei WWCITY geht es um die Gründung einer Stadt. Dabei muss man als Erstes einmal die Vorstellung von einer Stadt im herkömmlichen, städtebaulichen und architektonischen Sinne beiseite lassen.



03/

04/

- /01 TATSUTO SUZUKI «ÜBERLEGUNGEN ZUM THEMA MECHANISMUS DER ERINNERUNG» GRÜNAURING 35/03
- /02 HANS STALDER «WANDBILDER» GRÜNAURING 39/01
- /03 SANDRO STEUDLER «PLANUNGSBÜRO 1» BÄNDLISTRASSE 30/08
- /04 SAMUEL MEIER NEUEROSE «SCHMUTZTAGEBUCH» BÄNDLISTRASSE 30/01

04/



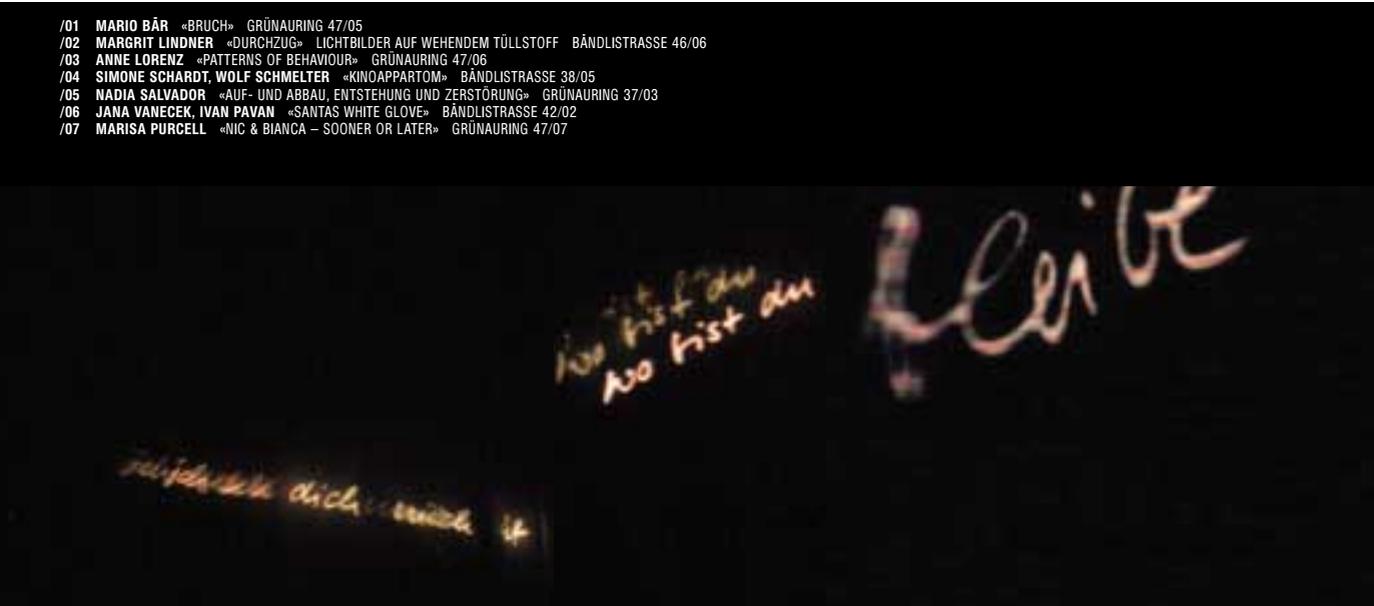
04/

01/



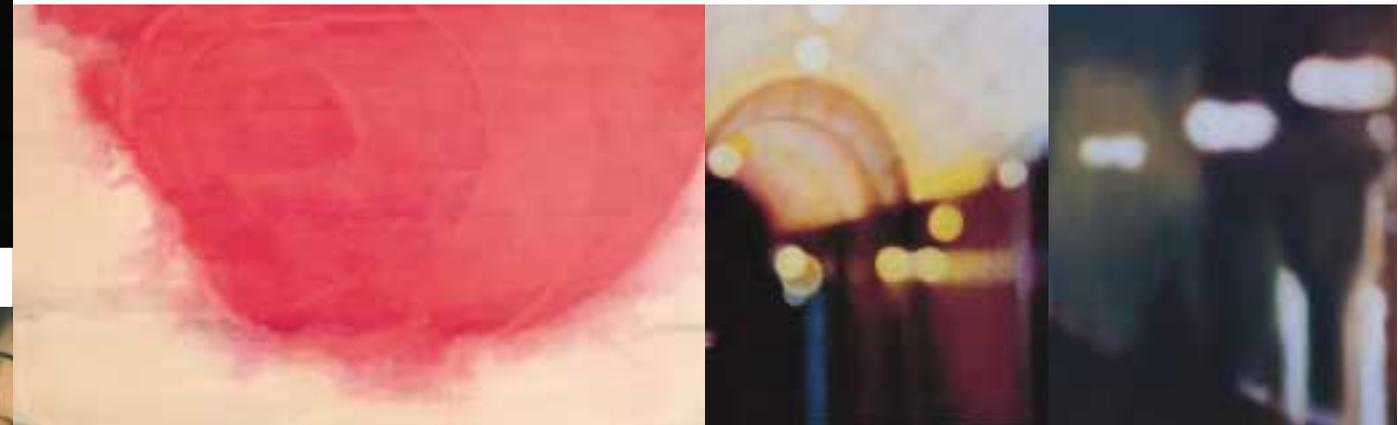
05/

- /01 MARIO BÄR «BRUCH» GRÜNAURING 47/05
- /02 MARGRIT LINDNER «DURCHZUG» LICHTBILDER AUF WEHENDEM TÜLLSTOFF BÄNDLISTRASSE 46/06
- /03 ANNE LORENZ «PATTERNS OF BEHAVIOUR» GRÜNAURING 47/06
- /04 SIMONE SCHARDT, WOLF SCHMELTER «KINOAPPARTOM» BÄNDLISTRASSE 38/05
- /05 NADIA SALVADOR «AUF- UND ABBAU, ENTSTEHUNG UND ZERSTÖRUNG» GRÜNAURING 37/03
- /06 JANA VANECEK, IVAN PAVAN «SANTAS WHITE GLOVE» BÄNDLISTRASSE 42/02
- /07 MARISA PURCELL «NIC & BIANCA – SOONER OR LATER» GRÜNAURING 47/07



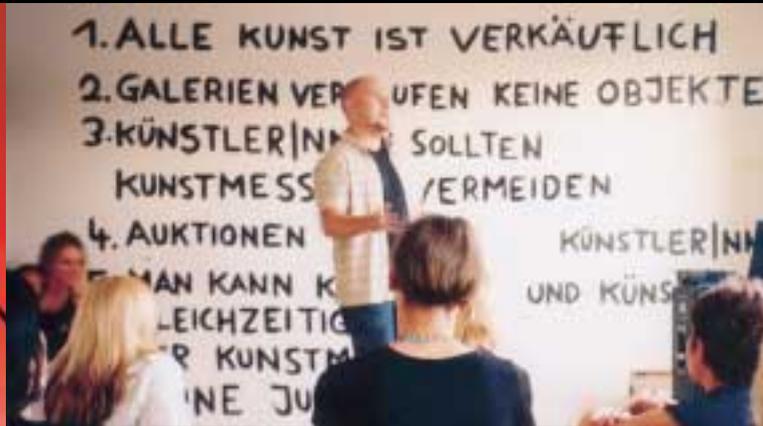
06/

02/



07/

03/



01/

BETA sind Veranstaltungen, bei denen Kunst, Musik und die theoretische Reflexion darüber kollidieren. Die Künstlerinnen Andrea Thal und Miriam Steinhauser laden lokale und internationale Größen sowie Newcomer aus verschiedenen Szenen an einem Abend ein. Die Teilnehmenden werden Bestandteil einer Komposition. BETA hat performativen Charakter.



02/

05/



03/

04/



/01 ANDREA THAL, MIRIAM STEINHAUSER «BETA» BÄNDLISTRASSE 30/10

/02 YASSER BOOLEY «UNTITLED» BÄNDLISTRASSE 36/02

/03 ANNA BARTH «TANZPERFORMANCE» GRÜNAURING 25/03

/04 ANKE ZÜRN «FÜR DAS KINDERZIMMER» GRÜNAURING 35/03

/05 JEAN-CLAUDE, TIMON, TIMTOM, BEN, GIANLUCA, MICHAEL «OSTPOLBAR» GRÜNAURING 39/02



01/



02/



06/



07/



08/



03/



04/



05/



09/



10/



11/

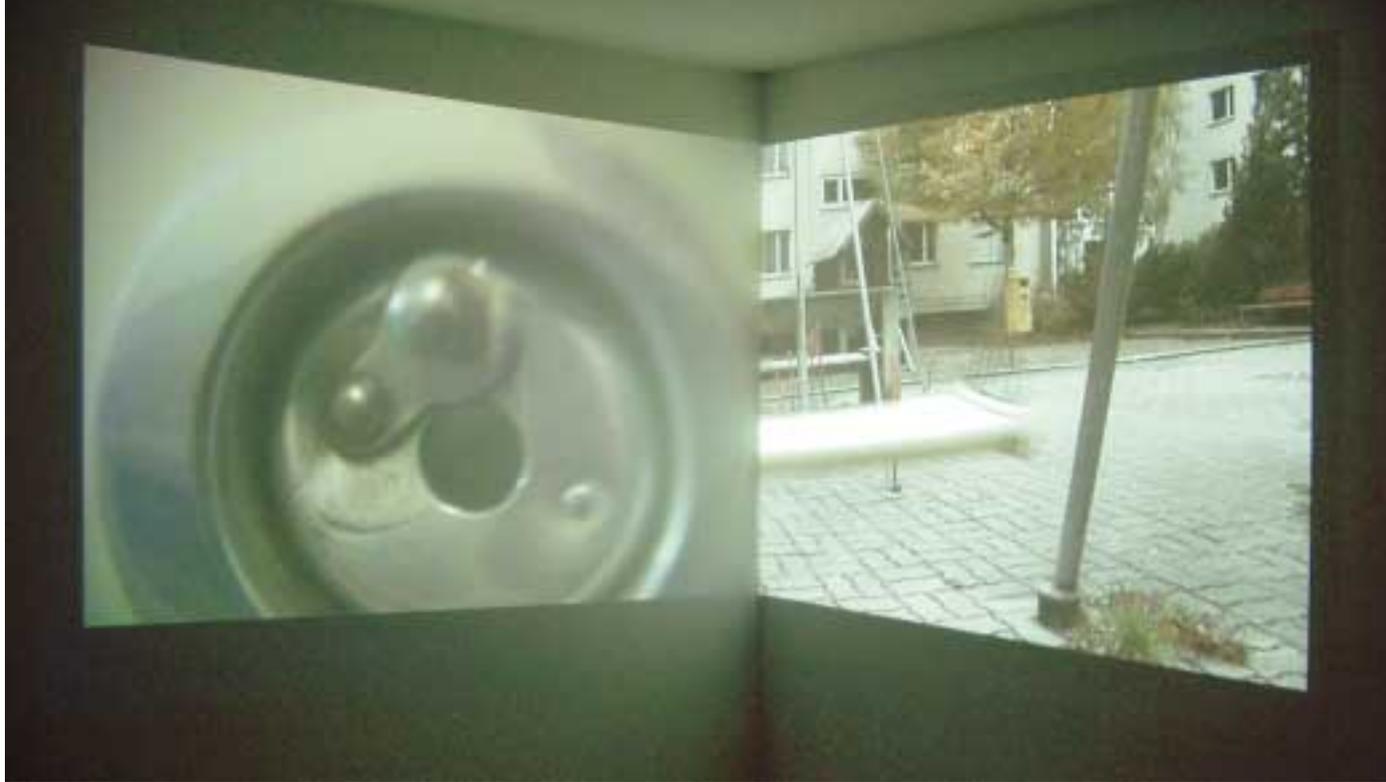
- /01 LUX BALTHASAR «TUSCHAQUARELL» BÄNDLISTRASSE 20/09
- /02 VALÉRIE JAQUET «FEMME 4» BÄNDLISTRASSE 44/07
- /03 MARIE-NOELLE ARIF-BERDAT «UNTITLED» BÄNDLISTRASSE 48/04
- /04 MIRIJAM SPENDOV «SPURENSCHATTEN» GRÜNAURING 47/08
- /05 FLURINA MICHAEL «SPECDRÖM» GRÜNAURING 45/09
- /06 ANDREAS NIEDERHAUSER «JEDEM SEINE FARBE» BÄNDLISTRASSE 34/02
- /07 PINO ESPOSITO «HEIMAT ABER WO?» VIDEOFILM BÄNDLISTRASSE 34/06
- /08 GABI VOGT «UNTITLED» BÄNDLISTRASSE 24/08
- /09 ROGER MEIER «SPACEHINDLI» GRÜNAURING 47/01
- /10 MARIANNE ENGEL «WURZELSCHWANE» GRÜNAURING 47/03
- /11 ROBERT VILLEGAS «SPECHT UNTERWEGS» GRÜNAURING 47/03
- /12 HANS-HENDRIK BARTH «ACRYL AUF LEINWAND» GRÜNAURING 27/07
- /13 FRANK KELLER «SPACESHIP» BÄNDLISTRASSE 38/06



12/



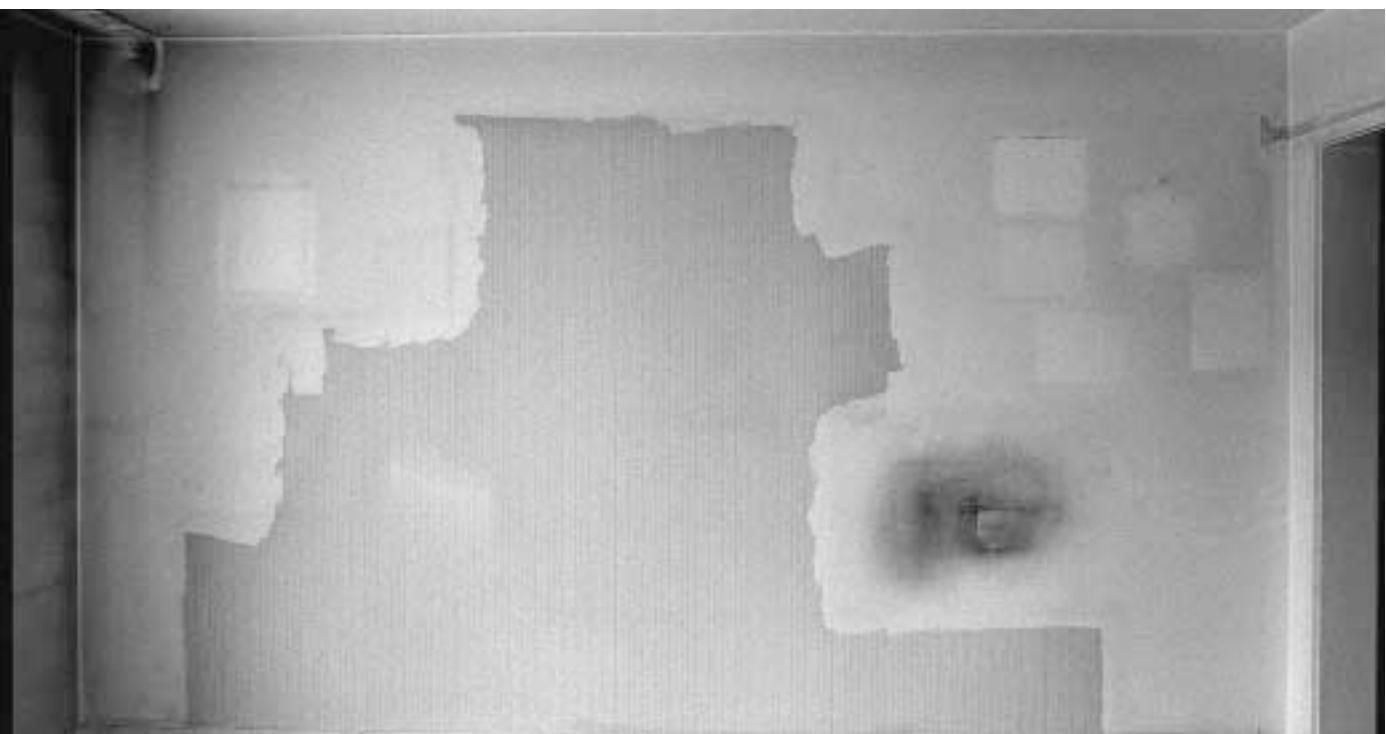
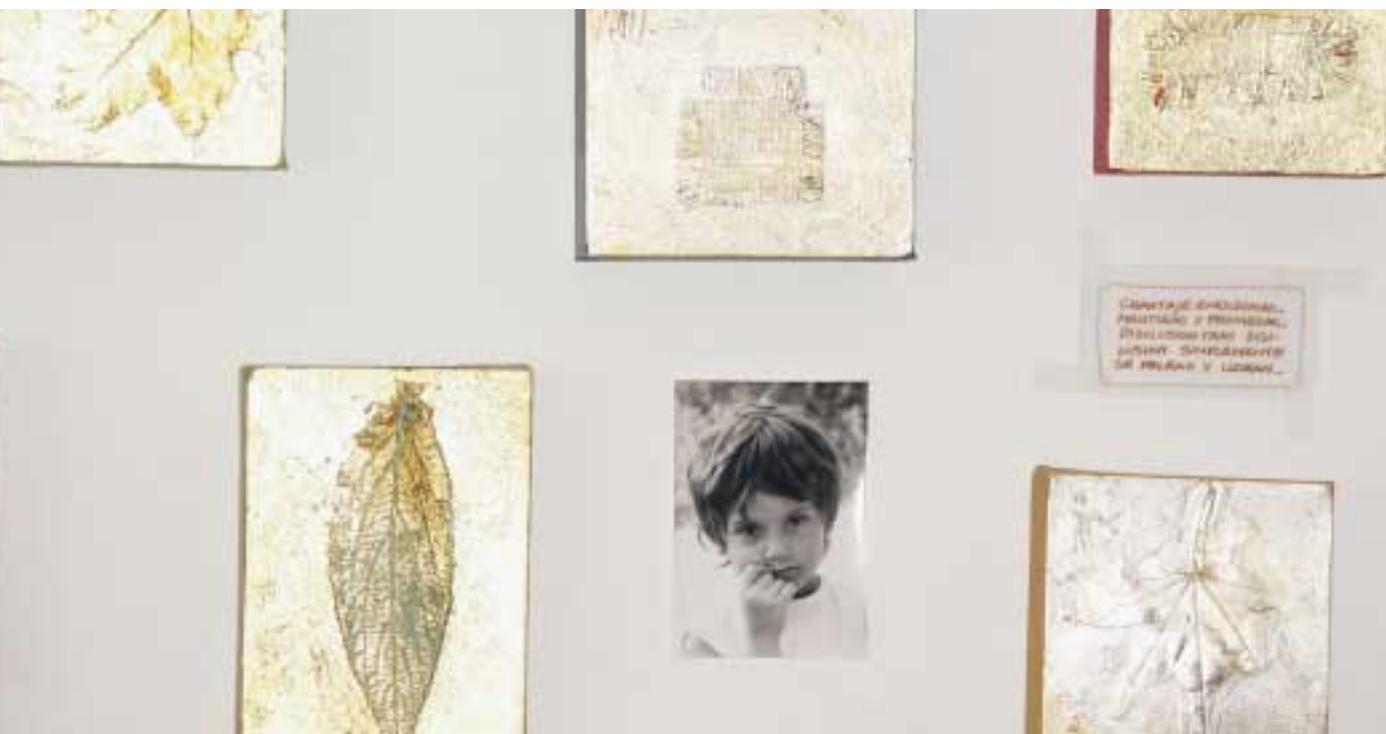
13/



01/

02/

03/



04/

/01 LILIAN FREI «WO DER ANFANG ENDE IST» BÄNDLISTRASSE 34/01
/02 CHRISTOPH WAGNER «SCREEN SPION» BÄNDLISTRASSE 30/08
/03 YASUKO WADA «MOND» GRÜNAURING 27/03

/04 FRANCESCA SGANZERLA «WALL THE DAY AFTER» BÄNDLISTRASSE 38/03
/05 VANESSA PÜNTENER «UNTITLED» STRATES GRÜNAURING 39/06

05/

Kunst als Sozialarbeiterin



Ein kunstkritischer Streifzug durch die Siedlung Bernerstrasse am letzten Abend. Von Barbara Basting.

Ende Januar 2004. Der letzte Samstagabend mit Publikum in der Siedlung Bernerstrasse. Zahlreiche Besucher stapfen durch den Schneematsch zwischen den Häusern, drücken sich in den engen Treppenhäusern aneinander vorbei. Einige Fenster in dem weitläufigen Gebäudekomplex sind erleuchtet; kleine Grüppchen und Partygesellschaften sind zu sehen. Anderswo kleben Schriftzüge oder Schattenrisse von Personen auf den Scheiben. Im Haus, wo das «Inventarium», eine Art Überblicksgalerie und Anlaufstelle, einquartiert ist, soll die Performance «Schauplatz Fassade: Akteure 10 Rolladen und 10 Vorhänge» stattfinden. Die Menschenmenge versammelt sich im Hof, die Stimmung ist aufgekratzt.

Das war vor einem halben Jahr anders, im Sommer 2003, als ich die Veranstalterinnen Christine Fueter und Gabi Mojzes traf. Der Gartenhof war menschenleer, von wenigen Passanten abgesehen. An den Klängen sah man, dass viele Wohnungen schon als Ateliers benutzt wurden. Ich läutete bei Ruth Greter, eine der wenigen anwesenden Kunstschaffenden. Ihr Projekt: Sie schrieb tagebuchartige Aufzeichnungen, in denen sich sehr genau die Veränderungen der Siedlung, aber auch der politische Alltag oder ihre Lektüren niederschlugen, kalligrafisch akkurat an die Wände. Der Respekt Ruth Greters für diese bescheidenen Räume, in denen vielleicht einmal eine Familie auf engstem Raum hatte zusammenleben müssen, wirkte sympathisch.

Auch die erwähnte Rolladen-Vorhang-Performance ist eine schlichte, poetische, sehr gelungene Sache, nah am Ort und seiner Geschichte, nichts Aufgesetztes, keine überkandidelte Kunstaktion, sondern geschickt aus dem Vorhandenen entwickelt. Eher peinlich wirken dagegen der Epilog auf das FUGE-Projekt und das Riesenfeuerwerk, abgebrannt von den Balkonen einer Fassade und von den Dächern aus. Sicher, die in Gruppen herumstehenden Quartierkinder und -jugendlichen, unter ihnen zigarettenrauchende Zehn-, Elfjährige, sind begeistert. Aber in den gewaltigen Funkenregen vor den Häusern, die bald abgerissen werden, mischt sich auch das Pathos der Zerstörung. Aus dem Feuerwerk wird ungewollt ein Sinnbild für das Abfackeln von etwas Altem, mit dem man nicht mehr so recht klarkommt. Denn

das ist die Grünau, eine Art urbanistisches Schandflecklein. Es kann einer Stadtverwaltung vermutlich nichts anderes einfallen, als sanierungsbedürftige Gebäude abzureissen, wo man mit der Arbeit vielleicht an einem anderen Punkt ansetzen müsste.

In der sympathischen «Nachbar» gibt es ein einfaches Reisgericht. Am Tisch spreche ich einen jungen Mann an, er heisst Sandro Stuedler und bespielt als Künstler eine der Wohnungen. Er erzählt, was ich beim Rundgang an dem Abend noch öfter höre: Dass die Durchmischung mit der Quartierbevölkerung nicht wirklich stattgefunden habe; dass es auch gerade seitens der Jugendlichen, die zum Teil als Banden aufträten, viele Zerstörungen gegeben habe. Deswegen kam es gar nicht in Frage, teure Materialien oder elektronische Geräte in den Wohnungen zu lassen. Sandro Stuedler, der an der Düsseldorfer Akademie bei Harald Klingelhöller studiert hat, zeigt mir später seine Installation, eine Art Pavillon. Als Arbeitsraum war die Grünau für ihn hochwillkommen, und im weitesten Sinne hat sein Projekt mit Architektur, Urbanistik zu tun. Tags darauf reist er damit nach Bochum zu einer Gruppenausstellung in der dortigen Kunsthalle.

Sandro Stuedler nennt mir Ateliers, die er für «lohnend» hält. Allerdings sind an dem Abend schon viele Wohnungen verlassen. Also lasse ich mich treiben. Auffällig ist, dass nicht wenige Kunstschaffende krampfhaft etwas mit der Sondersituation «leere Wohnung kurz vor Abriss» anzufangen versuchen. Wie beengt und in Konventionen befangen wir wohnen und leben, wird eigentlich erst an diesen Ausbruchversuchen sichtbar, die so furchtbar gebastelt wirken. Da kämpft man sich durch aufgehängte schwarze Folien wie durch ein Gruselkabinett hindurch, nur um plötzlich vor einem offenen Fenster zu stehen. Kichernde Künstler im Hintergrund.

Immerzu – oder täuscht der Eindruck? – trifft man auf Räume, in denen mal ordentlich, mal unordentlich Fäden gespannt sind, bis hin zur raffinierten Raumplastik aus Damenstrümpfen. Das Verspintisieren von Normraum als grösste Provokation und künstlerische Herausforderung: Das ist, je nachdem, sogar schön. Und trotzdem: Was solls? Einer hat das gesamte Holzriemenparkett losgeklöppelt, und die feinen Riemchen bilden nun ein neues Muster, ähnlich einer Flösserlandschaft von oben.

Immer wieder sind Löcher in die Wände gebohrt worden, Mauern durchbrochen, die den Ausblick auf Baustellen-situationen freigeben, Wände auf die verschiedenste Weise bemalt, Tapeten so abgekratzt, dass Figuren hervortreten, sogar ganz konventionell Bilder oder Fotografien aufgehängt oder die entfernten Möbel und Haushaltsgegenstände als gemalte Silhouetten auf der Wand noch einmal herbeizitiert. Das wirkt alles so arty, so kunstklassenmässig konditioniert.

Irgendwann viel später – ich bin schon an etlichen Videos und ehemaligen Wohnzimmern mit in müder Partystimmung herumgammelnden Kunstgrüppchen vorbeigekommen und bin selber etwas erledigt, vielleicht auch, weil kaum etwas vom Gesehenen richtig begeistert – lande ich in einer Wohnung, wo ein grosses Fernsehbild an die Wand gebeamt wird. Ob ich Lust hätte, einen Film zu sehen, er dauere nur zehn Minuten, fragt mich ein Mann. Das klingt nach zusehnappender Falle. Sofern ich es so lange darin aushalte, entgegne ich vorsorglich. Er grinst. Der Film stammt vom kanadischen Experimentalfilmer Kenneth Anger, ich sehe ihn hier zum ersten Mal. Eine ziemlich krasse Melange aus Bildern, ein Feuerwerk aus Farben und Effekten und wilden Schnitten und Sound und absolut umwerfend. Noch ein paar andere hängen in dem Heimkino, es heisst «Kinoapparat» und bot während der FUGE-Zeit lauter solche Filmspecials. Wolf Schmelzer, der Hereinlocker, ist erfreut über die dampfende Begeisterung und legt «Scorpio Rising» und «Lucifer Rising» von Anger nach, wahre Kultdinge. Der Abend ist gerettet. Mit Filmen aus den 60er-Jahren...

Im letzten Tram von der Grünau in Richtung Innenstadt; die Fahrt scheint sich unendlich lang hinzuziehen. Mir kommt nicht zum ersten Mal an diesem Abend Thomas Hirschhorn's «Bataille-Projekt» in den Sinn, das er 2002 in Kassel an der Documenta 11 zeigte. Es fand in einer ähnlich unterprivilegierten Siedlung statt, die allerdings im Unterschied zur Grünau nicht von Abbruch und Mieterkündigungen bedroht war. Sicher, der Vergleich ist unfair; Hirschhorn hatte von vornherein eine andere Aufmerksamkeit. In Kassel ersetzen nicht einfach viele offenbar etwas willkürlich ausgewählte Künstlerinnen und Künstler die vertriebene Mieterschaft, vielmehr stellte Hirschhorn (auch) mit den Bewohnern etwas an. Auch damals wurde kritisch gefragt: Ist das nachhaltig? Ist am Ende der Documenta nicht Hirschhorn der Gewinner nach Punkten am Kunstmarkt, und für die Türken aus der Siedlung ändert sich gar nichts? Der Künstler als besonders fantasievoller Sozialarbeiter ist ein heikles Ding.

Aber bei der FUGE kommt das Seltsame hinzu, dass offenbar der Druck zu solcher Sozialarbeit, die Ortsbezogenheit oder zwanghafte situative Anpassung der Kunst auch deformierend auf die Kunst gewirkt hat. Von allem, was ich gesehen habe, sind mir jene Künstlerinnen und Künstler fast am sympathischsten, die einfach das Angebot günstiger Arbeitsräume genutzt haben; sie sind ehrlich, haben nicht diese buchstäblich künstliche Anbiederung an die Mieterschaft gesucht, die wahrhaftig andere Probleme als die Beschäftigung mit Kunst hatte. In irgendeiner der Wohnungen schnappte ich den folgenden Gesprächsfetzen auf: «Es klaffte ein Abgrund zwischen den beiden Welten.» Das war wohl der beste Satz des Abends. Denn zum einen sind Künstler nicht immer die idealen Vermittler ihres Tuns, und eher kunstferne Kreise, die noch dazu mitansehen mussten, wie ihre Wohnungen von Kreativlingen übernommen werden, sind verständlicherweise heikle Adressaten. Zum anderen ist preisgünstiger Raum allein keine Garantie für das Entstehen guter Kunst.

Stadtschaftskunst als Eingriff



Ein Geschenk, ein Gesamtkunstwerk, ein Refugium: Warum das Projekt FUGE über die Schweiz etwas aussagt. Von Frans Geraeds.

FUGE war zuallererst ein Gesamtkunstwerk. (Es war auch das grösste Atelieregelände von Europa; ein weites Experimentierfeld für Kunstschulen und Kunststudierende; eine intelligente Zwischennutzung, die Bewohnern den allmählichen Abschied ermöglichte und Besetzungen zuvorkam; eine Aufwertung des Images und Selbstbildes der Grünau; ein kleiner Schritt in einer langfristigen Quartierentwicklung.)

FUGE war ein Geschenk. Ein Geschenk an die teilnehmenden Künstlerinnen und Künstler. Ihnen wurde Zeit und Raum geschenkt, noch wichtiger, es wurde ihnen Geschichte, Bedeutung und Kontext zuteil. Am Rande der Stadt, in einem Quartier mit sehr vielen Immigranten, in einer Siedlung, die abgerissen wird, in Wohnungen, wo gerade eben noch Menschen gelebt haben, gilt es, Kunst zu machen, Kunst, die diesem Kontext gerecht wird, Kunst, die sich dieses Geschenkes würdig zeigt.

Ein Geschenk ist immer auch eine Herausforderung. Es bringt aus dem Nichts Beziehung zustande, es zeugt von gegenseitigem Respekt, es bricht die Konventionen von Ökonomie und Markt, es gibt dem Wünschen Raum, es stiftet eine offene und gerade deswegen unheimliche Verpflichtung. Es ist deshalb kein Wunder, dass dieses Geschenk an die Kunst von Anfang an auch diffamiert, entwürdigt, heruntergespielt wurde.

Manche Künstlerinnen und Künstler haben es nicht wirklich geschafft, in ihrer Arbeit der künstlerischen Situation von FUGE gerecht zu werden. Man könnte sagen, dass sie FUGE zum billigen Atelier vereinfacht haben. Dass dabei trotzdem einige sehr gute Arbeiten entstanden sind, lässt sich nicht leugnen. Andere sind an FUGE fast verzweifelt. Sie sind an der selbst gestellten Aufgabe gescheitert. In diesem Vergleichen kam ihre Arbeit FUGE sehr nah.

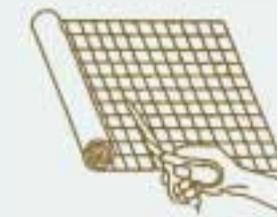
Gerecht wurde FUGE sich selbst als Gesamtkunstwerk. Gedacht, aber nicht geplant, gewollt, aber nicht gesteuert, voller Urteilskraft hat dieses Dazwischen eine gewaltige Analytik entfaltet. FUGE zeigt Wesentliches auf im Spannungsfeld von Kunst, Schweiz, Peripherie und Immigration. FUGE wurde von den Künstlern als Innenraum gestaltet. Die Wohnungen haben – wie schon vorher schwierige

Lebensgeschichten – die Schwierigkeit von Geschenk und Kunst absorbiert, vereinnahmt, versteckt. Auch dort, wo FUGE aufbrach, wo sich Künstler nach draussen wandten, blieb es bei einer Kehre nach innen, in den geschützten Hof. Schönheit hat das nicht verhindert, wie ehemals für die früheren Bewohner nicht Gemeinschaft. Aber es haftet dem Ganzen unwiderruflich die Einsicht an, dass eine Chance genutzt wie vertan wurde. Dass eine Möglichkeit nicht gelebt, gestaltet wurde. FUGE blieb ein Jahr lang fast unsichtbar, ein unbeabsichtigtes Geheimnis. FUGE zeigt Angst auf und die Schwierigkeit, Bezug nach aussen aufzunehmen.

Zwei Kunstwerken ist es gelungen, sich gegenüber diesem Gesamtkunstwerk der Angst und der schwierigen Aussenbeziehung in einzigartiger Stellung zu halten. Sie verdichten, intensivieren, kommentieren es. Diese Kunstwerke sind über lange Zeit, von Anfang bis Ende der FUGE, von zwei Frauen, Ruth und Rahel, geschaffen worden. Es handelt sich bei beiden Werken um Stadtschaftskunst. Kunst, die in offensichtlicher Analogie zu Entwicklungen in der Landchaftskunst die Stadtschaft nicht mehr abbildet, auch nicht als Abstraktion, sondern direkt in sie eingreift und damit die ganze Stadt zur künstlerischen Fläche, zum Kunstwerk macht. Entscheidend aber ist, dass beide Kunstwerke die formalen Eigenschaften von FUGE als Spalt in Zeit und Raum, die konkreten Eigenschaften der Peripherie und der Immigration und die unheimlichen Eigenschaften der Aussenwelt in sich aufnehmen und peinlich genau gestalten. Sie stiften eine heitere und deswegen unsentimentale Traurigkeit, von der aus sich die ängstlich vergebene Chance erkennen, ergründen, ertragen lässt.

In diesem ersten Anlauf ist FUGE zu einem Refugium geworden. Das Geschenk, das FUGE ist, wurde als ein Geschenk der Gastfreundschaft angenommen – wie von einem Fliehenden, der froh ist für einen Moment, Unterschlupf zu finden. Ist es zu verwegen, in diesem geschützten Innenhof die Schweiz wieder zu erkennen? Die Schweiz als Peripherie in der Mitte Europas zu deuten? Die Angst als das zu verstehen, was Künstler, Schweizer und Immigranten teilen? FUGE als Refugium sprach, sang, spielte, malte, schuf einen Anspruch. Nicht Heimweh, Heimrecht ist es, was FUGE fordert: für die Kunst, für die Immigration, für die Schweiz.

«So günstig ist Kultur nicht zu haben»



Auf legalem Weg Häuser zu besetzen und darin Kunst zu machen, ist gar nicht so einfach. Ein Selbstgespräch des Künstlers Andreas Niederhauser.

Was hat dich an FUGE besonders überzeugt?

Spannend finde ich, dass das Projekt eine Errungenschaft der Hausbesetzer-Szene ist. Die Liegenschaftsbesitzerin, die Stadt Zürich, ist nicht untätig geblieben. Sie hat gemerkt, dass man mit leerem Raum eine Zwischennutzung organisieren kann. Dass die Stadt überhaupt auf diese Idee gekommen ist, verdankt sie sicher den Häuserbesetzern und Projekten wie Ego-City etc.

Was waren deines Erachtens die Beweggründe der Stadt, FUGE zu unterstützen?

Vielleicht dachte man sich bei der Stadt, mit dem temporären Einbezug von Kulturschaffenden werde das Quartier positiv beeinflusst. Ein schöner Gedanke! Die Zwischennutzung diente auch den Mieterinnen und Mietern, die noch keine neue Wohnung gefunden hatten, damit sie nicht einsam in dieser grossen Siedlung verloren gehen.

Was hat dir am Projekt gefehlt?

Man hätte noch viel mehr inhaltlich arbeiten können, auf die Siedlung bezogen: Wo sind wir? Was ist das für eine Umgebung, soziokulturell? Zudem hätte ich mir gewünscht, dass man sich einmal im Monat trifft, um über das Projekt FUGE zu reden.

Von euch Kulturschaffenden hat man mehr erwartet, passiert ist eigentlich wenig.

Der Inhalt unserer Arbeit musste einen kulturellen Bezug zur Umgebung und Situation haben. Hier lag meiner Ansicht nach das erste Missverständnis. Es ist seitens der FUGE-Initianten etwas naiv, wenn sie glauben, dass die Kulturschaffenden die sehr günstige Miete der Wohnung übernehmen und sich zusätzlich für das Quartier einsetzen – gratis wohlverstanden. So günstig ist Kultur nicht zu haben. Zudem glaube ich nicht, dass das Quartier auf uns gewartet hat. Auf der anderen Seite hätte ich mir von den Kulturschaffenden gewünscht, dass sie sich nebst ihren Arbeiten vermehrt für den Ort interessierten.

Was glaubst du denn, was die Initianten erwartet haben?

Schwer zu sagen. Jedenfalls meinte ein Vertreter der HGKZ, dass die hier gezeigte Kunst zu brav sei, er wünsche sich provokativere Kunst. Sie dachten, dass jetzt die Post

abgeht, dass wir das Haus gratis anmalen, die Wohnungen auseinander nehmen und ihnen ein grosses kulturelles «Teil» machen – vielleicht eine ähnliche Sache wie Thomas Hirschhorn an der letzten Documenta. Doch in der Grünau blieb es ruhig, niemand hat sich gross in Szene gesetzt. Weshalb auch? Diese Ruhe, vielleicht auch Verweigerung empfand ich als wohltuend. Der Unterschied zu Ego-City oder Sihl-City ist, dass hier die Kultur nicht als Schutz gebraucht wurde – Schutz im Sinne von «Rechtfertigung» für die Besetzung. Hier waren wir legale Zwischennutzer, das drückt sich kulturell anders aus.

Weshalb kam es zu diesen unterschiedlichen Erwartungshaltungen?

FUGE beruhte zu stark auf dem Gedanken des Gegenüber: da die Institutionen, dort die Kulturschaffenden. Man hätte eine Plattform organisieren müssen, ein neutrales Forum, wo sich alle Parteien getroffen hätten, wo sich alles durchmischte hätte. Die Künstler haben ganz klar gesagt: Wir machen Kunst. Und die andere Seite hat ganz klar gesagt: Wir lassen uns von den Kulturschaffenden überraschen. Der Staat wollte von uns provokative Kunst – das hat mich überfordert.

Das heisst, das kritische Potenzial der Kunst, ihre Widerstandskraft, wurde durch die Legalisierung quasi aufgehoben. Wie schwierig war es unter diesen Umständen, Widerstand wieder aufzubauen?

Genau das war ja das Spannende an diesem Projekt: die Chance zu nutzen, sich von diesem Gegenüber, dieser Polarität zu verabschieden. Vermutlich wäre es ein Projekt des Miteinanders gewesen, verschiedene Berufe, verschiedene Nationalitäten mit ihren Kulturen hätten sich hier vernetzen können. Das Projekt mit dem Namen «Nachbar» hat in diese Richtung gearbeitet. Hier wurden gemeinsame Essen organisiert. Meine Aktion mit dem Namen «Jedem seine Farbe» wollte auf die Vielfalt in diesem Quartier hinweisen.

Siehst du FUGE als eine genutzte oder eine verpasste Chance?

Das Projekt war für uns alle eine Premiere, entsprechend war vielen nicht ganz klar, wie man damit umgehen soll. Die Stadt zeigte Mut, und bei genauer Analyse von FUGE kann es durchaus ein FUGE 2 geben.

Treffpunkt Kontrapunkt Oase

Statements der Fuge-Künstlerinnen und -Künstler zum Ort, zum Projekt, zu ihren Begegnungen und Erfahrungen.
Aufgezeichnet von Gabi Mojzes.

«Das Projekt war für alle Neuland.»
Ruth Greter

«Neben-, unter-, übereinander sind viele Welten, Stimmungen entstanden, und das alles eigentlich auf kleinstem Raum.»
Barbara Bietenholz

«Für mich ist FUGE Treffpunkt, Kontrapunkt, Aussichtspunkt und vor allem – Oase.»
Lillian Frei

«Bei einem solchen Vorhaben sind nur grobe Rahmenbedingungen sinnvoll. Das Wesentliche muss sich aus der Eigendynamik heraus entwickeln können und kann nicht erzwungen werden. Aus der Konstellation der Personen, die an einem solchen Ort zusammenkommen, entsteht etwas oder nichts.»
Elisabeth Nembrini

«Das Projekt ist eine Chance und bietet den dringend benötigten Freiraum, ohne den es Kunst und Kultur schwer haben in dieser Stadt.»
Christoph Zellweger

«Anfangs war es schwierig, mich jeweils nach Altstetten zu bemühen, mich zu überwinden, da ich dem Ort nicht viel Inspiration abgewinnen konnte.»
Mario Bär

«Ich frage mich, weshalb man ein Projekt so institutionalisiert realisieren muss.»
Katrín Oettli

«Es war ein Pseudofreiraum. Der Gedanke der Instrumentalisierung der Kulturschaffenden durch die Stadt war immer im Hinterkopf.»
Markus Rügger

«Die Grünau war immer leer. Man fragte sich: Wieso mache ich das überhaupt hier? Für wen? Die Grünau war ein idealer Ort für Künstlervereinsamung.»
Joachim Huber

«Positiv waren das Kultivieren und Leben von Alternativkunst. Negativ ist die Erkenntnis, dass Kunst aufdringlich werden oder wirken kann.»
Hansjörg Köfler

«Wir haben die Siedlung bis am Ende belebt. Wir waren eine Bereicherung für die Schule und das Quartier.»
Margrit Linder-Hintermeister

«Das Schwierigste war für mich, dass wir in der Grünau gar nicht willkommen waren. Die Absicht, mit diesem Projekt das Quartier kulturell – oder wie auch immer – aufzuwerten, war ein grosses Missverständnis; man geht auch nicht zum Nachbarn und sagt, he, du brauchst mehr Kultur!»
Andreas Niederhauser

«Der Kontakt zu den BewohnerInnen der Grünau war für mich ein wichtiges Erlebnis.»
Judith Schäfer

«Das Aufeinanderprallen vom Ernstfall-Auszug der Bewohnerschaft und der Zwischennutzung durch die Kulturschaffenden fand ich sehr schwierig.»
Benjamin Freuler

«Das Weggehen macht mich sehr traurig. War ich doch sehr verwurzelt bei FUGE und schnell zu Hause in der Grünau. Mir werden das Quartier, die Bäume, vor allem die Kinder fehlen. Ich weine!»
Lillian Frei

«FUGE hat gezeigt, wie aus einem Ort wie der Grünau ein besonderer Ort wird, ein Ideenhaufen. Vielleicht vergleichbar mit einem Vulkan, der immer wieder mal ausbricht.»
Rahel Hegnauer

«Ich finde es immer wieder sehr spannend, Orte mit Geschichte, die nicht schon Ausstellungsräume sind, für Kunst zu nutzen! Aber eine blosser Wiederholung von FUGE wäre zu wenig.»
Elisabeth Nembrini

«Positiv zu werten ist, dass die Stadt den Mut zu diesem Projekt hatte. Wenn sie es selbstkritisch analysiert, dann wird FUGE nicht ohne Wirkung bleiben.»
Andreas Niederhauser













Ausbruch aus dem Schulalltag

FUGE hat den Studierenden der HGKZ gut getan, meint Peter Eberhard, Leiter des Departements Lehrberufe für Gestaltung und Kunst. Von Hans-Peter von Däniken.

Vielleicht begann seine Liebe zur Grünau in Schwamendingen. Dort ist Peter Eberhard aufgewachsen. Von dort aus verfolgte er in den Sechzigerjahren die heftigen Debatten über Zürichs Stadtentwicklung: «Die Diskussionen über die Führung der Westtangente und den Bau der Hardbrücke haben mich politisch geprägt. Damals habe ich mich gegen das Y engagiert», erinnert sich der ausgebildete Architekt, der heute Departementsleiter an der Zürcher Hochschule für Gestaltung und Kunst (HGKZ) ist und zukünftige Lehrerinnen und Lehrer für Gestaltung und Kunst ausbildet.

Peter Eberhard lebt nicht mehr in Schwamendingen, aber seine damals geweckte Aufmerksamkeit für urbanistische Prozesse ist so wach wie eh und je. Jedenfalls war er hell begeistert, als sich Hannah Munz, die Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünau, im Jahr 2001 per Mail bei ihm erkundigte, ob die HGKZ an Künstlerateliers in der zum Abbruch bestimmten Siedlung Bernerstrasse interessiert sei. «Das war wie ein gefundenes Fressen», sagt Peter Eberhard. «Ich war mit den Verhältnissen in der Grünau bestens vertraut, weil ich mich intensiv mit der Entwicklung Altstetens beschäftigt hatte, ausserdem ist ein Teil unserer Schule in Altstetten untergebracht.» Peter Eberhard ging auf das Angebot ein und überzeugte auch seine Lehrerkolleginnen und -kollegen vom Projekt FUGE.

/01 CHIQUITTA (SCHACHTELRÄUME) BÄNDLISTRASSE 26/2

HGKZ

01/



Hat sich der enorme Aufwand gelohnt, mit den Studierenden vorübergehend ausserhalb der Schule zu arbeiten? Unbedingt, meint er. «Die Studenten haben ihre Kenntnisse über eine spezifische gesellschaftliche Situation am Rand Zürichs erweitern können und gleichzeitig wesentliche gestalterische und künstlerische Erfahrungen gesammelt.» Der HGKZ boten sich in der Siedlung Bernerstrasse einzigartige Möglichkeiten: «Wo sonst hat man Wohnraum zur Verfügung und darf Wände herausreissen? Wo sonst kann man mit Primarschulklassen Zimmer in Aquarien verwandeln oder Labyrinth bauen, die nur von Kindern benutzt werden können?»

Das Projekt FUGE gestattete es den Dozentinnen und Dozenten, die Begrenzung durch den schulischen Alltag zu durchbrechen. Aus Eberhards Sicht fehlt den angehenden Lehrern vielfach die gesellschaftliche Praxis. «Oft kennen sie neben ihrer eigenen sozialen Herkunft überhaupt keine anderen gesellschaftlichen Felder. Dabei wäre es entscheidend, dass sie überall hineinsehen können.» Und wie reagierten die Studierenden auf die ungewohnte Umgebung? «Zuerst mit Skepsis und Widerstand», sagt er und erklärt die Berühungsängste so: «Der Widerstand rührt sicher daher, dass ich nur vage Zielvorgaben machte, da ich selber gespannt darauf war, was passieren wird. Die Studierenden konnten den Stellenwert der Grünau für die Stadtentwicklung nicht ermessen und sahen auch keinen kulturellen Reiz darin, mit anderen Ethnien in Kontakt zu treten.» Zudem sei die Frage aufgetaucht, ob die Schule in diesem Räumungsprozess nicht missbraucht werde.

Aber plötzlich, so erinnert sich Peter Eberhard, war das Interesse an der Geschichte der Siedlung und des Quartiers da. Plötzlich begannen sich die HGKZ-Studierenden mit grossem Enthusiasmus mit Stadtentwicklung und anstehenden sozialen Problemen zu beschäftigen. Unter anderem mit dem Resultat, dass dank umfassenden Recherchen ein einzigartiges Archiv zur Vergangenheit und Zukunft der Grünau entstanden ist.

Für die HGKZ ein erfolgreiches Unternehmen also, und doch räumt Peter Eberhard ein, dass nicht alles gelungen ist. Insbesondere sei der Kontakt zur Mieterschaft schwierig gewesen: «Viele Bewohnerinnen und Bewohner gaben sich gegenüber den Studierenden eher verschlossen. Wozu sicher die sozialen und kulturellen Differenzen beigetragen haben und ebenso die existenziell belastende Situation des Auszugs.» Auch künstlerisch zeigt sich Peter Eberhard eher enttäuscht: «Zu viel war sehr brav, sehr introvertiert, zum Teil von Angst geprägt. Ich habe mir mehr Sprengkraft vorgestellt.» Selbstkritisch stellt er die Frage, ob nicht die Schule selber vieles verhindert hat, indem sie sich aus Rücksicht auf alle Beteiligten zu eng an die Spielregeln hielt. Er erinnert an eine Aktion einer Studentin, die in einer Wohnung Wäsche heraushängte und damit Reklamationen auslöste. «Man hat danach nicht weiter provoziert. Warum nicht hundertmal mehr Wäsche heraushängen und zuschauen, was die Leute daran stört? Für mich liegt eine der Chancen der Kunst darin, dass sie gesellschaftliche Spielräume auslotet. Aber da ist zu wenig gelaufen.»

Die Projektwoche «Raum besetzen – sich Raum zu Eigen machen»



/01 RAUMBEWEGUNG BÄNDLISTRASSE 42/10
/02 DAS GROSSE KRABELN BÄNDLISTRASSE 44/8

/03/04 DAS GROSSE KRABELN BÄNDLISTRASSE 44/8

01/
HGKZ



Eine Woche lang begleiteten rund 60 Studierende der HGKZ 200 Kinder und 17 Lehrpersonen der Primarschule Grünau. Das Projekt fand im Rahmen der berufspraktischen Ausbildung am Studiengang Lehrberufe für Gestaltung und Kunst statt. Geleitet wurde es von den beiden Dozentinnen Renate Lerch und Verena Widmaier. Austragungsort waren 22 leer stehende Wohnungen in der Siedlung Bernerstrasse. Die eigene Website (www.nanu.ch/copp) vermittelt einen Einblick in die Projektanlage und den Prozess.



03/



04/



01/

/01 REREBUAZ GRÜNAURING 27/6
/02 URWALD GRÜNAURING 15/14
/03 COMICS BÄNDLISTRASSE 30/5/7



02/



03/

HGKZ

/04 FARBWELTEN GRÜNAURING 15/13
/05 CHIQUITA BÄNDLISTRASSE 26/12
/06 REREBUAZ GRÜNAURING 27/6 (NÄCHSTE DOPPELSEITE)



04/

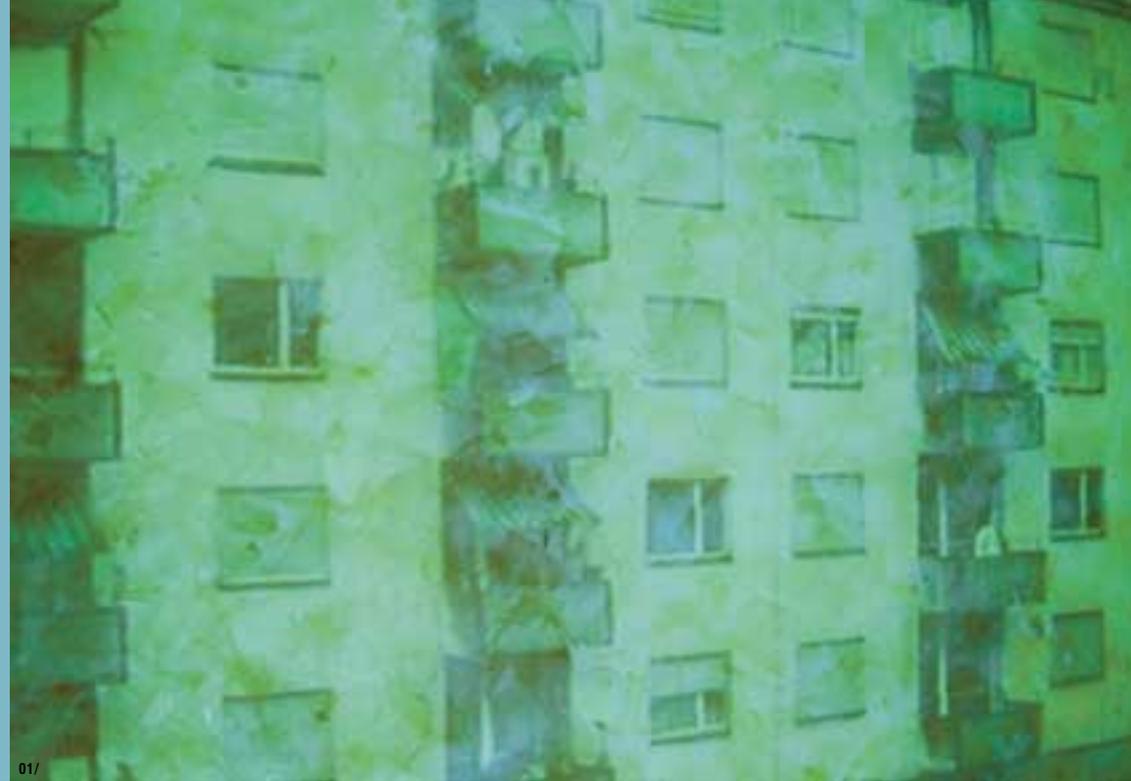


05/



Gestalterische Projekte in der Grünau

Departement Lehrberufe für Gestaltung und Kunst



01/

/01 NICOLE SCHWARZ «AUSSICHT EINSICHT DURCHSICHT?» SZENISCHER RAUM UND ZEITFENSTER
/02 FABIENNE MÜLLER «173 ADRESSÄNDERUNGEN» RAUMHÄUTE

HGKZ

Grünaumodule

Archiv Grünau:
Dozent Hannes Rickli
Okt. 02–Feb. 04

Atelieregemeinschaft für äussere Angelegenheiten:
Dozent Emilio Paroni
April 03–Juni 03

At home immobile:
Dozentinnen Ursula Guhl, Marie-Theres Huber
Nov. 03–Feb. 04

Der umbaute Raum:
Dozentin Ursula Guhl
April 03–Mai 03

Filterfeld:
Dozentin Marion von Osten
Okt. 03–Nov. 03

Grünau-Bilder:
Dozentin Eliane Binggeli
April 03–Juni 03

Pixilation:
Dozenten Karin Gemperle, Stefan Wicki
Nov. 03–Feb. 04

Pop up:
Dozentin Marion von Osten
April 03–Mai 03

Raum besetzen:
Dozenten Renate Lerch, Verena Widmaier, Kurt Furrer
Sept. 03

Raumhüte:
Dozentinnen Ursula Guhl, Marie-Theres Huber
Nov. 02–Feb. 03

Raum Installation – Raum Animation 1:
Dozenten Emilio Paroni, Andreas Hofer
Nov. 02–Feb. 03

Raum Installation – Raum Animation 2:
Dozenten Emilio Paroni, Andreas Hofer
Nov. 03–Feb. 04

Szenischer Raum und Zeitfenster:
Dozentin Ursula Guhl
Nov. 02–Feb. 03

Szenisches Gestalten in der Grünau:
Dozenten Dodo Deér, Ruedi Fluri
Nov. 02–Feb. 03

Vom schweigenden Schauen:
Dozentin Eliane Binggeli
Okt. 03–Nov. 03



02/



01/

/01 KATRIN HUNZIKER «ERINNERUNGEN» SZENISCHER RAUM UND ZEITFENSTER
/02 PETRA HÜTTER, FRANZISKA CAMENZIND, MIKE IMHOF, CECILE STÖSSEL «SCHAUPLATZ FASSADE» AT HOME IMMOBILE



03/

/03/04/05 EVA TUT, MIAS WICK «LICHTGESCHENKE» SZENISCHER RAUM UND ZEITFENSTER

HGKZ



02/



04/



05/



01/

/01 **KARIN FURRER, CHRISTIAN FISCHER, VIOLANTA SPESCHA, ANDREA BLUNSCHI** «KARTOFFELACKER» ATELIERGEMEINSCHAFT FÜR ÄUSSERE ANGELEGENHEITEN
 /02 **LILIAN CAPREZ** «WÄSCHE» ATELIERGEMEINSCHAFT FÜR ÄUSSERE ANGELEGENHEITEN
 /03 **MARTINA LANG** «RÜCKERBERUNG» ATELIERGEMEINSCHAFT FÜR ÄUSSERE ANGELEGENHEITEN

02/



01/

«sollte man viel zu pflanzen haben, so wird man mit der arbeit weit besser fortrücken, und ordentlicher ausführen, wenn drey personen dazu gebraucht werden: die erste und stärkste machet den graben und veranstaltet alles; die zweyte, auch ein kind, wirft in der ihm angezeigten entfernung ein stük erdäpfel an den bezeichneten ort; die dritte, eine weibsperson, so hiezu schon tüchtig, bedekt sie mit drey, oder auch mit zwey finger hoch mist, und diesen mit der ausgegrabenen erde, so dass diese drey, oder auch nur zwey personen, wenn diese letztere auch beide letzteren arbeiten verrichtet, innert drey tagen eine juchart bepflanzen können.» samuel engel, anweisung und nachricht über den erdapfelbau, zürich 1773.

aus den recherchen zum projekt «kartoffelacker»

HGKZ

Lilian Caprez hat über mehrere Balkone hinweg Wäscheleinen gespannt und vier Babystrampelhosen und ein rotes Kleid aufgehängt. Beim Fotografieren wird sie auf der Strasse von erregten Nachbarn angesprochen. «Das isch doch ä Sauerei. Das isch verbote!»

Ich beschliesse mit Lilian, die Wäsche hängen zu lassen, abzuwarten.

Am Abend, die Stimme des Verwalters auf dem Telefonbeantworter. Der Tonfall verheisst nichts Gutes. Am nächsten Tag am Telefon: «Das gaat doch nöd. Das staat ja au i de Huusornig. Mir wänd da kei italiänischi Zueständ.» Nach einigem Hin und Her können wir uns darauf einigen, dass ich ihm ein schriftliches Gesuch für das Wäschehängen mit Konzept der Studierenden schicke. Der Fax, den ich ihm am nächsten Tag schicke, kommt postwendend zurück. «Abgelehnt!» steht in energischem Schriftzug unter dem Gesuch. Jetzt gibts rote Köpfe. Ist die Hausordnung das Mass für künstlerische Freiheit?

Das FUGE-Büro redet mit der Fachstelle für Stadtentwicklung. Die Fachstelle verhandelt mit der Liegenschaftsverwaltung. Fazit: Zukünftig kann die kuratorische Leitung des FUGE-Büros über die Zulässigkeit von Projekten im Aussenraum entscheiden.

Inzwischen fürchtet Mieter A, ein Ausländer, an dessen Balkon die Wäschschnur angemacht werden durfte, wegen der Wäsche seinem guten Ruf zu schaden. Er schickt seine scheue Tochter vor, sie bittet darum, das Seil zu entfernen.

In der WOZ erscheinen zwei kritische Artikel über die städtebauliche Entwicklung in der Grünau und das Projekt FUGE. Ein Bild von Lilians Wäsche-Aktion illustriert die soziale Situation.

Tobi Hobi, Projektleitung HGKZ

03/





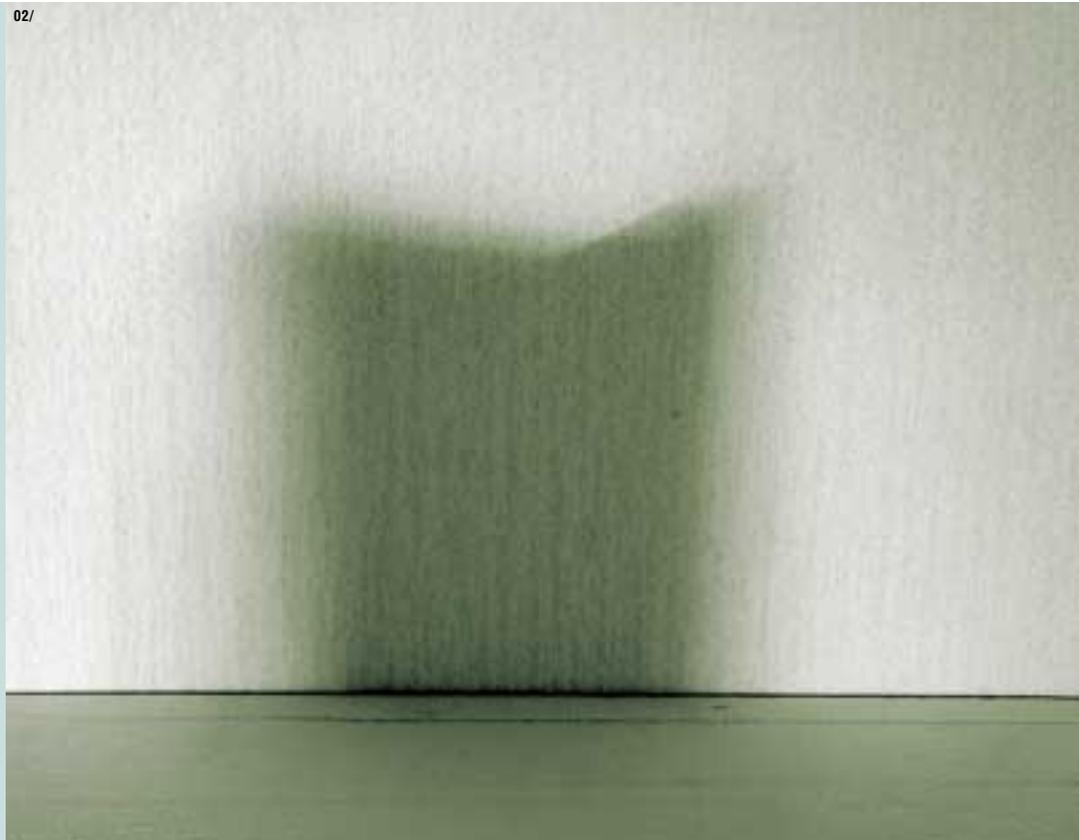
01/



01/

/01 FRANZISKA CAMENZIND, REGINA WEBER «BAD GRÜNAU» DER UмбаUTE RAUM
/02 KATJA NIEDERHÄUSERN «RAUMREISE» DER UмбаUTE RAUM
/03 ANNINA ZAUGG «UNTITLED» GRÜNAU-BILDER

HGKZ



02/



03/



01/
 /01 CATHERINE LÖPFE, RAHEL SCHNEIDER «GRÜNAU VERSCHWINDEN» RAUM INSTALLATION – RAUM ANIMATION
 /02 ANGELA SCHUPPISSER «LEB ZIMMER!» RAUM INSTALLATION – RAUM ANIMATION



03/
 /03 RODOLFO SINOPOLI «IN-FLUEN-ZA» AT HOME IMMOBILE
 /04 FRANÇOIS BLATTER, ISABELLE ELLENBERGER, YVONNE IRNIGER, DANIEL JÄGGLI, THERES LIECHTI, BETTINA STRAUSS
 «TREPPENHAUS» (VIDEOSTILLS) PIXILATION



02/



04/



01/
 /01 SUSANNE WOLFER, ANNINA ZAUGG, ARIANE MÜLLHAUPT «IM LEEREN RAUM» SZENISCHES GESTALTEN
 /02 BARBARA RAHMER «SPIEGEL» AT HOME IMMOBILE
 /03 SABINE SCHNEIDER, PHILIPP SZALATNAY «KONSEQUENZEN» (VIDEOSTILLS) AT HOME IMMOBILE



02/



04/



/04 CHRISTINA HIEBER «DAS KINDERZIMMER NACH MINIMALMASSEN» AT HOME IMMOBILE

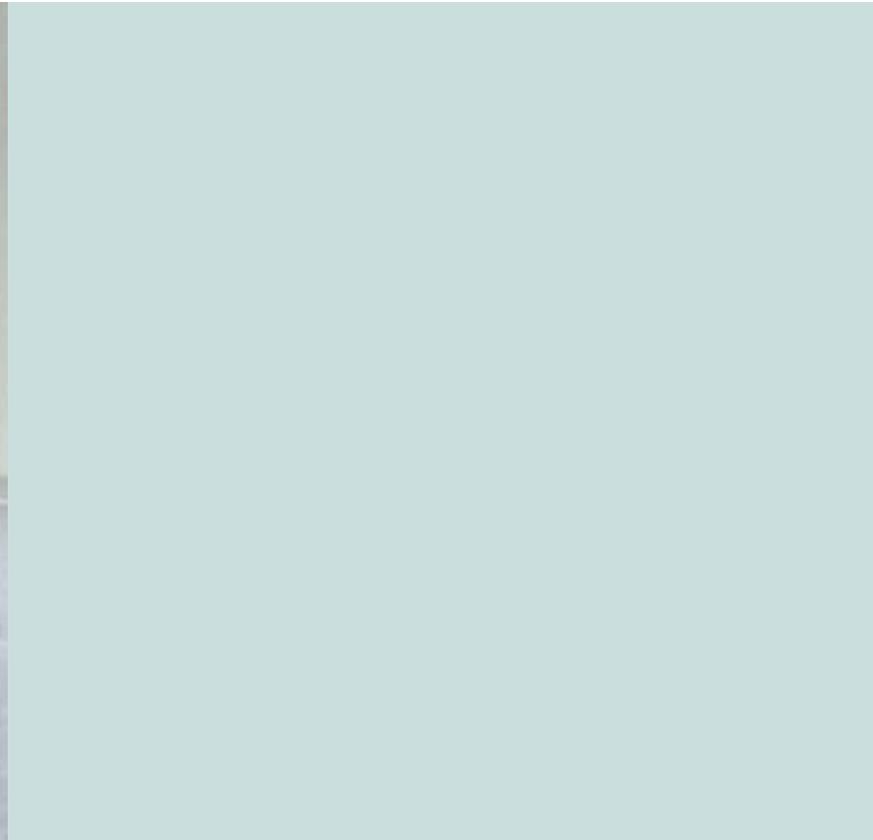
wir befinden uns in einer leeren hülle. das leben ist ausgezogen, zurück bleibt ein verlassenener ort. zurückbleibende hülle; sie interessiert mich. nicht unbefleckte, reine tapeten, sondern überall sind spuren sichtbar. vieles wurde hier schon realisiert. auch geistig ist dieser ort kein unbeschriebenes blatt, sondern belastet mit den unterschiedlichsten geschichten. hülle um hülle, tapete um tapete umgeben den wohnraum, erzählen geschichten der vergangenheit, gegenwart und der zukunft. gedanklich beschäftigt mich der zwischenraum. die grünau als ort zwischen konstruierter und belebter vergangenheit und der zukunft. alt und neu mischen sich in meiner arbeit, verschmelzen, ergeben ein neues.

indem wir in der grünau arbeiten, sind wir unmittelbar teil einer heiklen thematik. unsere tätigkeiten haben automatisch politischen charakter. dieser ort ist vorbelastet; das hemmt mich sehr. unfähig, mich frisch und unbekümmert in der grünau zu bewegen, möchte ich genau das zum thema machen. ich möchte mich mit diesen hüllen auseinander setzen, einen produktiven umgang mit dieser hemmenden situation finden. erste gedanken: dynamit, die decke einer dachwohnung sprengen und so den blick auf den himmel freigeben. materialberechnungen helfen nicht weiter. finanziell, rechtlich und zeitlich nicht realisierbar.

HGKZ



03/



03/



01/

/01 ANNINA ROHRER «UNTITLED» GRÜNAU-BILDER
/02 KARIN FURRER «GRÜNAUSPIELPLÄTZE» GRÜNAU-BILDER



03/

/03 ORO JÄGER «UNTITLED» GRÜNAU-BILDER
/04 SIMON HAAS «UNTITLED» VOM SCHWEIGENDEN SCHAUEN

HGKZ

02/



04/



Die Reibung am Sicht- und Wahrnehmbaren, das Aufeinandertreffen der Aussenwelt der Siedlung und der Innenwelt, die diese Sicht verarbeitet, erzeugt meine bildnerischen Möglichkeiten. Die Motive der Grünau müssen so lange erhalten, bis ich ihnen ein Bild abgerungen habe. Dabei zeichnen sich Formen und Farben ab, doch gleichzeitig verschwindet etwas hinter dem Erkenntlichen und Sichtbaren, verweist auf anderes, das bildnerisch mitschwingt. Bei der vertieften Betrachtung geht es nicht um eine Fixierung naturalistischer Fakten, sondern um das Empfinden wirksamer Vorgänge und Kräfte im Schauen. Dieses ist fasziniert von einem Aspekt im Aussenweltbezug, fokussiert sich auf etwas, verdichtet es bildnerisch und lässt dabei anderes verschwinden.

Atmosphären- forschung

Mit Kameras, Tonaufzeichnungsgeräten und Skizzenblöcken haben Studierende der HGKZ Grünauer Atmosphären registriert und im «Digitalen Archiv Grünau» festgehalten. Von Hannes Rickli.

Nicht nur im physischen Durchgang durch die Peripherie erleben wir fortlaufend neue Bilder und Wahrnehmungen, welche in ihrer Unterschiedlichkeit und Formlosigkeit wie Tintenkleckse eines Rorschachtests erscheinen, die wir assoziativ zu deuten haben. Auch die Stadtlandschaften selbst verändern sich permanent, so dass sie, wie der Architekt und Stadtforscher Rem Koolhaas ausführt, «jeden Montagmorgen eine neue Identität produzieren, wie ein Filmstudio». Das Grünau-Quartier steht beispielhaft für einen Stadtentwicklungsprozess, wie er überall in den zusammenwachsenden Randzonen der Städte der westlichen Welt stattfindet.

Die Studierenden der HGKZ haben während mehrerer Projekte die Quartieratmosphären mit Foto- und Videokameras, Tonaufzeichnungsgeräten und Skizzenblöcken registriert. Die Recherchen haben sie in einem digitalen Archiv abgelegt und verschlagwortet. Sie befragten Bewohnerinnen und Nachbarn der vor dem Abbruch stehenden Siedlung nach ihren eigenen Bildern, Erinnerungen, Gefühlen, Bedürfnissen und Hoffnungen für die Zukunft des Quartiers. Das «Digitale Archiv Grünau» nimmt einen momentanen Zeitschnitt subjektiv erforschter Phänomene vor und vernetzt sie mit Dokumenten aus anderen Archiven sowie mit den offiziellen Diskursen von Behörden, Planung, Politik und Presse rund um die «Aufwertung» der Grünau.

Es entsteht ein Steinbruch loser Informationspartikel, die der Benutzer der Datenbank entlang seiner individuellen Navigationen zu eigenen Passagen montiert. Daraus ergibt sich eine mehrperspektivische, dezentrale Geschichtsschreibung eines Stadtraums, der selber in zusammenhangslose Partikel zerfällt und scheinbar aus lauter Nicht-Orten besteht. Die digitale Technik ermöglicht unvorhergesehene Kombinationen von Informationen, die umso differenzierter und überraschender ausfallen, je weiter der Archivprozess fortschreitet. Wie jedes Archiv ist auch dieses Archiv ungeschlossen. Es möchte künftige Benutzerinnen und Benutzer auf virtuelle Passagen, etwa in das Gebiet des geplanten «Stadion Zürich», in die Plattensiedlung «Grünau-Leipzig» oder in unplanbare Entwicklungen im Erlebnisraum Grünau entführen. Weitere Informationen zum aktuellen Stand des Archives sind abrufbar auf: <http://lgk.hgkz.ch/dag>



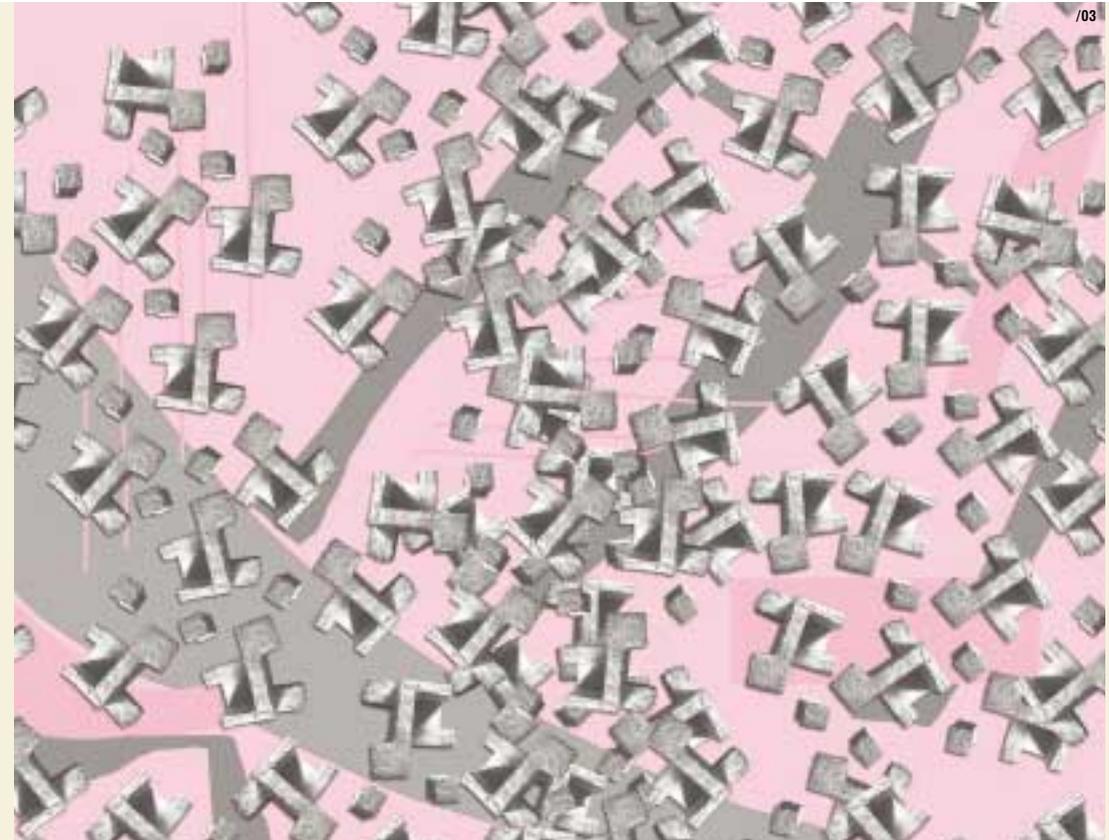
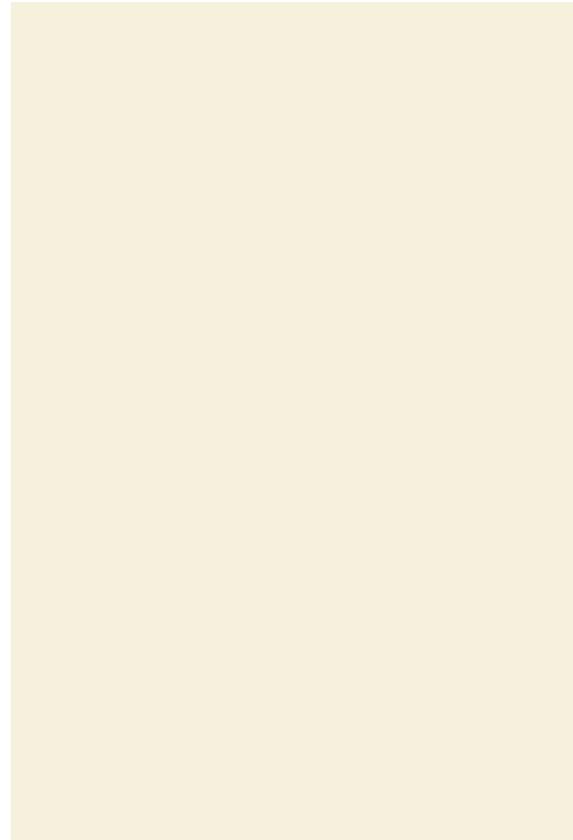
01/

- /01 D.A.G. DIGITALE ARCHIV GRÜNAU
- /02 FILTERFELD PROJEKT FÜR EINE QUARTIERSZEITUNG
- /03 KATJA NIGSCH «FLÄCHE» DER UMBAUTE RAUM

HGKZ



/02



/03

«Cool, so eine Vernissage»

Die Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünau erinnert sich an die gemeinsamen Projekte der Kunstschaffenden mit den Kindern. Von Hannah Munz.

He, was mached die? Was, das isch Kunscht? Das chan ich au! Voll krass, was die mached!

Neugierig stehen ganze Gruppen von Grünauerkids im ersten offenen FUGE-Atelier. Staunend geben sie ihre Kommentare ab. «Cool, so eine Vernissage», sagt ein Knirps und steckt sich eine Hand voll Chips in den Mund. Johan und Rolf freuen sich an den interessierten Kindern.

Kinder sind neugierig. Kinder haben keine Berührungsängste. Kinder sind kreativ. Kinder sind Künstler. Welch ein Potenzial für einen spannenden Freizeit- und Schulbetrieb innerhalb des FUGE-Projektes. Habt ihr Lust, mit Kindern zu arbeiten, fragten wir die KünstlerInnen. Habt ihr Lust, fragten wir auch die LehrerInnen, mit euren Klassen in FUGE mitzuwirken? Ja, die Lust war da.

Im ersten Projekt entstanden lustige Videoclips. Grünau-Geister trieben ihren Unfug in den Kellern der Siedlung und unter den Augen des kunstinteressierten Publikums. Im Projekt «Golf für Minis» bauten 13 Kinder in den Herbstferien eine Golfanlage. Der 8-jährige Dario baute sein Traumhaus und schrieb in der Schule: «Am Anfang dachte ich ein grosses Haus zu machen. Aber dann dachte ich ein kleines Haus zu machen. Es war sehr laut in der Wohnung, weil wir laut hämmern mussten. Birgit vom GZ hat das Holz gesägt. Die schönsten Häuser kommen ins Kunstmuseum. Es hat mir gefallen beim Hämmern.» Die kleine Lara schreibt: «Ich wünsche wieder Kunst zu machen.» Und das wünschen wir uns alle. Die Kinder, die KünstlerInnen, die GZ-MitarbeiterInnen.



Zürich beginnt in der Grünau, Stadtentwicklung auch!

Für die Zürcher Fachstelle für Stadtentwicklung ist FUGE ein voller Erfolg gewesen. Von Michael Emmenegger.

Im Frühjahr 2004 ist die städtische Siedlung Bernerstrasse abgebrochen worden. Der Neubau Werdwies ersetzt sie bis 2006. Der Entscheid zum Abbruch und damit zum Auszug von 650 Personen fiel 1998. Stadt und Quartierinstitutionen setzten sich damals zum Ziel, das Spannungsfeld Siedlungsabbruch und Auszug sorgfältig, sozial- und quartierverträglich zu gestalten. Die Fachstelle für Stadtentwicklung hat alle Massnahmen im Zusammenhang mit dem Ersatzneubau koordiniert.

Im räumlich isolierten, vom Autobahnlärm geplagten Quartier Grünau leben 3800 und arbeiten 1500 Menschen. Von aussen mit einem schlechten Ruf bedacht, findet man im Innern das, was Zürich ausmacht: alle Nationen und Sprachen, viel Grün, gute Schulen und Hilfsbereitschaft; aber auch, was es heisst, am Rand, in Armut, mit Verzweiflung und Missgunst zu leben. Die Positionen sind bezogen. Hier die, die nichts hergeben wollen, dort jene, die nicht wirklich viel zu verlieren haben. Dazwischen einige, die dies richten wollen, und daneben die vielen, die es nicht interessiert.

Stadtentwicklung arbeitet mit diesem Kontext. Die Diskussion um die Zukunft der städtischen Siedlung Bernerstrasse eröffnete hier Möglichkeiten. Da eine Sanierung aus baulichen und finanziellen Gründen nicht in Frage kam, musste neu gebaut werden; eine schöne Siedlung, mit preiswerten, grosszügigen Wohnungen, attraktiv für Zuziehende und Grünauer. Der Entscheid enthielt jedoch viele Risiken. Abbruch bedeutete Auszug. Eine enorme Veränderung nicht nur für die Mieterschaft, sondern für das ganze Quartier stand bevor. Ende September 2003 hatten alle ehemaligen MieterInnen eine neue Wohnung gefunden. Das erste Ziel war erreicht.

1998 stellte sich noch eine weitere Frage: Wie behält man eine Siedlung, aus der die Leute nach und nach ausziehen, gut im Schuss und vor allem belebt? Für ein gutes Wohngefühl und zur Verhinderung einer negativen Wahrnehmung der Siedlung im Quartier sollte bis zum Abbruch möglichst keine Wohnung leer stehen. Deshalb musste die Siedlung Bernerstrasse ganz gezielt mit Aktionen gestärkt werden. Man wollte verhindern, dass Abriss und Neubau zu einer sozialen und emotionalen Schwächung im Quartier führten.

Um bei Beginn des Abrisses gleichzeitig alle Wohnungen leer zu haben, brauchte es eine geplante Ausserbetriebsetzung der gesamten Anlage, zum Beispiel durch Zwischennutzungen.

Vor diesem Hintergrund erwies sich FUGE als sehr erfolgreich. Dank FUGE kamen neue Energien in die Grünau. Das Interesse der Kunstschaffenden an den Ateliers und am Umgang mit dem spannenden und schwierigen Setting war enorm. Die Beteiligten arbeiteten sehr sorgfältig zusammen. Kunst- und Wohnbetrieb funktionierten ohne grosse Konflikte nebeneinander. Und der Zürcher Stadtrat – der von der künstlerischen Nutzung übrigens begeistert war – finanzierte das Projekt.

Aus Sicht der Fachstelle für Stadtentwicklung war FUGE deshalb ein Erfolg, weil sich KünstlerInnen und BesucherInnen mit Kunst im Spannungsfeld von Siedlungserneuerung, erzwungenem Auszug und Quartierimage auseinandersetzen. Dabei wurden immer wieder kontroverse Positionen diskutiert, zum Beispiel bei der Frage nach der Instrumentalisierung von Kunst. Solche Debatten boten die Möglichkeit, die eigenen Positionen kritisch zu reflektieren. Die Funktion von Kunst in der Stadtentwicklung wurde daneben erstaunlich pragmatisch abgehandelt: Kunst schafft neue Zugänge zu sozialen, planerischen und baulichen Themenstellungen im Alltag und übernimmt damit gleichzeitig Verantwortung in Fragen der Stadt- und Quartierentwicklung.

FUGE wurde in der Grünau aus einer dringenden Notwendigkeit heraus entwickelt, und nicht, um ein neues Instrument im Umgang mit Siedlungsabbrüchen zu erhalten. Sollten in Zukunft jedoch weitere solche Projekte anstehen, so sind dank FUGE Formen kultureller Zwischennutzung eher denkbar. Wie weit FUGE das Interesse für Kunst und Kultur im Quartier fördern konnte, bleibt zu erfragen. Sicher ist: FUGE hat einen wichtigen Beitrag zur Reflexion über die Stadtentwicklung Zürichs geleistet.

Zu hohe Erwartungen an die Kunst?

Ursula Rütimann und Klaus Güntensperger vermittelten im MieterInnenbüro zwischen der Mieterschaft und den Kunstschaffenden. Die Fragen stellte Hans-Peter von Däniken.

Als Sie am 1. Juli 2001 das MieterInnen-Büro eröffneten, litt die Siedlung an der Bernerstrasse unter einem denkbar schlechten Ruf. Weshalb?

Klaus Güntensperger (KG): Die ganze Grünau hatte gesamtstädtisch ein schlechtes Image. Die soziale Stigmatisierung war extrem. Aber innerhalb der Grünau sah man die Ursache all dessen, was irgendwie schief lief, in der Siedlung Bernerstrasse.

Ursula Rütimann (UR): Wenn etwas passierte, waren es angeblich immer die Leute von der Bernerstrasse. Das führte zu einer Abwärtsspirale und war mit ein Grund für den Totalabbruch. Eine Renovation hätte den erwünschten sozialen Wandel kaum ermöglicht.

Hatte die Stigmatisierung auch faktische Gründe?

UR: Selbstverständlich gab es Probleme: Drogen, Kriminalität, Arbeitslosigkeit, Gewalt in der Familie, Invalidität. Auch war der Anteil der Sozialhilfeempfänger recht hoch.

KG: Trotzdem, wir hatten eine Massierung der Probleme erwartet, wurden aber darin nicht bestätigt. Zum Beispiel nahm man an, dass die meisten Leute am Rande des Existenzminimums stünden. Doch das traf nicht zu.

Wie standen Sie am Anfang dem Projekt FUGE gegenüber?

UR: Wir haben uns stark für die Realisierung eingesetzt. Und zwar aus zwei Gründen: Erstens bewarben sich für die bereits frei gewordenen Wohnungen sehr viele neue Leute. So wurden im Zeitraum von 2001 und September 2003 rund 100 Wohnungen wieder vermietet. Aber wir erkannten, dass diese Entwicklung problematisch war, weil wir nicht auch noch eine Lösung für diese Zwischenmieter suchen konnten. Zweitens und ebenso wichtig war diese ausserordentliche Möglichkeit, frei gewordenen privaten Wohnraum für Kunst zur Verfügung zu stellen.

KG: Ganz zu Beginn hatte das FUGE-Projekt einen utopischen Charakter. Man wusste nicht, ob die Liegenschaftsverwaltung und die Fachstelle für Stadtentwicklung dafür gewonnen werden konnten, schliesslich bedeutete es finanziell eine zusätzliche Belastung. Wäre alles leer geblieben,

hätten die verbliebenen BewohnerInnen in einer Geistersiedlung leben müssen und das Risiko des Vandalismus hätte zugenommen.

Haben Sie Vermittlungsarbeit geleistet?

UR: Ja, wir informierten über FUGE in Einzelgesprächen und organisierten auch Informationsveranstaltungen. Selbst eine kleine Performance fand statt, allerdings ohne grosse Resonanz. Wir ermutigten die MieterInnen, die Ateliers zu besuchen und mit den Künstlerinnen und Künstlern zu sprechen. Trotzdem: Der Austausch beschränkte sich auf einzelne Personen. Die Mieterschaft war vor allem mit der Wohnungssuche beschäftigt. Ausserdem fanden die meisten keinen Zugang zu dieser Kunst.

Betrachten Sie abschliessend das Projekt FUGE als Misserfolg?

KG: Nein, überhaupt nicht. FUGE brachte Farbe ins Quartier, wenn nicht äusserlich, so doch im übertragenen Sinn. Nachdem das Quartier die letzten zwanzig Jahre zum Getto abgestempelt worden war, berichteten erstmals viele Zeitungen positiv darüber. Dank FUGE kamen sehr viele Leute auf Besuch und wollten sehen, was hier an Kunst entstand. Positiv sehe ich zudem die Projekte mit den Kindern des Schulhauses Grünau. Sie konnten hier spielerisch Kunst wahrnehmen, eine Chance, die sie kaum mehr haben werden.

UR: Ich sehe es nicht nur so positiv. Unsere Erwartungen waren hoch. Wir hatten gehofft, FUGE hätte eine positive Auswirkung auf die Mieterschaft und auf die Menschen hier im Quartier. Diese Ausstrahlung gab es nicht. Schön wäre es gewesen, Neugier zu wecken. Einen Impuls, eine selbstbewusste Einschätzung der Quartierbevölkerung im Sinne: Schaut mal alle her, was hier bei uns in der Grünau läuft!

Wie erklären Sie sich die ausgebliebene Wirkung?

UR: Vielleicht war die Zeit zu kurz dafür, einen Prozess in Bewegung zu setzen, nachdem Vorurteile über Jahre hinweg zementiert worden waren.

Erinnerungen an Begegnungen im Arbeitsalltag des MieterInnenbüros. Aufgezeichnet von Ursula Rütimann.

AA

Ich treffe Herrn AA in der Siedlung an. Er zieht eine Karre, ist mitten im Umzug.

Ich erkundige mich nach seiner Frau. Sie haben meine Frau beleidigt, sagt er.

Ich? Was habe ich gemacht oder gesagt?

Sie haben gesagt, mit 5500 Franken können wir uns eine Miete von 1200 Franken leisten.

Ja, das habe ich gesagt. Das ist eine rechnerische Angelegenheit. Eine 3-Zimmer-Wohnung mit dieser Ausstattung an dieser Lage kostet realistisch gesehen diesen Mietzins. Ein Teil Ihrer Ausgaben geht ins ehemalige Kriegsgebiet auf dem Balkan. Sie unterstützen Ihre Familie dort. Entschuldigen Sie mich bei Ihrer Frau.

BB

BB ist wütend. BB kommt aus Bosnien. Mit der Faust schlägt er an die Wand. Die Uhr löst sich vom Handgelenk und fliegt durchs Büro. Er schlägt den Kopf an die Wand. Ich habe Angst, dass er sich verletzt, und auch Angst, dass er mich schlägt. Er ist stark.

Er hat die Wohnung nicht erhalten, ein anderer hat sie bekommen. Ungerecht, jawohl, ungerecht, der andere hat kein gutes Leben gelebt bis jetzt, hat mit der Polizei zu tun gehabt. Aber BB ist arbeitslos geworden, und seine Frau ist hochschwanger. Nie hat er mit dem Gesetz Konflikte gehabt.

Es tut mir Leid, ja, es tut mir sehr Leid. Ich kaufe einen Pfefferspray.

Ein Jahr nach diesem Vorfall ist BB in eine 3-Zimmer-Wohnung hier in der Nähe gezogen. Die kleine Familie ist übergücklich.

CC

CC ist hier. Er hat kleine, feine Hände. Er ist aus Spanien und hat wache Augen. Als Analphabet ist er vor 25 Jahren in die Schweiz eingereist. Lebenspraktische Fertigkeiten lernte er durch Beobachten, durch Schauen, wie es die anderen machen. In seinem Beruf als Hutmacher dienten ihm seine feinen Hände als optimale Werkzeuge. In Spanien hat er Ziegen gehütet. Nein, nichts verdient damit, aber er hat das Essen erhalten und die Familie nicht belastet. Der Vater war als Regimekritiker im Gefängnis, die Mutter auf dem Lande mit den Kindern sich selbst überlassen.

Soziale Arbeit in der Grünau

CC weint im Tram 4 vom Limmatplatz bis in die Grünau. Es ist bereits die dritte Wohnung, die wir besichtigen, er kann sich nicht entscheiden. Zurück nach Spanien oder hier bleiben? Eine schwierige Entscheidung, die schon seit seiner Pensionierung vor zwei Jahren ansteht und jetzt mit der Kündigung endgültig getroffen werden muss. CC, es geht nicht, dass du immer wieder Wohnungen ablehnt, die ungelöste Frage braucht eine Antwort.

Nach eineinhalb Jahren Entscheidungsfindung ist die Antwort da. CC reist Ende September 03 zurück nach Spanien. Er schenkt mir Rosen.

DD

DD kommt aus der Türkei. Sie ist Mutter von vier Kindern. Ihr Mann ist krank und nicht mehr arbeitsfähig. Er ist oft in der Türkei. Wenn er hier ist, gibt es viel unschönen Streit. Er ist vielfach nervös, fühlt sich als Mann entwertet. Ihr jüngster Sohn ist leicht behindert und bereitet ihr Sorgen.

Sie erwartet als Angebot von der Liegenschaftsverwaltung eine 4½-Zimmer-Wohnung mit einer neuen Küche im Kreis 9. In ihrer Kultur sind die Frauen viel in der Küche, sagt sie. Sie ist eine starke und intelligente Frau und will das Beste für ihre Familie fordern. Ihre Ansprüche sind enorm. Mit einer Übersetzerin lässt sich die Realität näher bringen. Die Familie wird finanziell von der Fürsorge unterstützt.

Wir haben für die Familie eine ruhige, schöne 4-Zimmer-Wohnung am Stadtrand von Zürich gefunden in der Nähe der Behindertenschule.

EE

Jedesmal, wenn Frau EE kommt, weint sie. Sie ist Bündnerin und spricht italienisch. Zusammen mit ihrem Mann wohnt sie seit über 40 Jahren in der Siedlung, der Wegzug ist emotional sehr schwierig. Auch Herr EE weint und fühlt sich abgeschoben. Beide sind Rentner. Er will hier nicht weg, und sie will auch nicht. Sie sieht jedoch, dass es keine Möglichkeit gibt, zu bleiben. Die empfohlenen Wohnungen passen ihnen nicht: zu gross, zu weit weg, Waschküche zu schmutzig etc.

Endlich und mit Hilfe der Tochter können sie sich für eine Wohnung entscheiden. Die Aussicht vom 12. Stock aus über Zürich freut sie besonders.

Ein buntes Puzzlespiel

Die Idee eines Gesamtkunstwerks blieb ein Traum. Trotzdem ist das Projekt FUGE aus Sicht der Pro Helvetia richtungsweisend. Von Reto Staeheli.

Kulturmobil der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia wurde im Jahre 2001 von der Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünau angefragt, bei der Konzeptentwicklung des späteren FUGE-Projekts mitzuwirken. Kulturmobil bietet professionelle Unterstützung in der Definition, Konzeption, Organisation und Umsetzung von kulturellen Projekten, unter besonderer Beachtung von Randgebieten. Die Ausgangslage im Quartier Grünau, insbesondere der bevorstehende Abbruch der Siedlung Bernerstrasse und die innovative Idee der Zwischennutzung der Wohnungen als Ateliers für KünstlerInnen, stellte eine grosse Herausforderung für die Bewohnerschaft und die Quartierinstitutionen dar. Es drohten schwierige soziale Prozesse. Als Kulturmobil-Mitarbeiter engagierte ich mich in der Aufbauphase des Projektes in der Rolle eines Koordinators und später eines Projektbegleiters.

Meine Erwartungen in das Experiment FUGE waren anfänglich hoch und führten in vier Richtungen. Erstens hatte ich die Vision, dass diese Zwischennutzung spannende Begegnungen zwischen den KünstlerInnen und der Quartierbevölkerung hervorbringen könnte, zumal die Initiative für das Projekt vom Quartier selbst ausging. Nach einer Begegnung mit dem Künstler San Keller träumte ich zweitens von einem leeren Raum, der nach und nach durch eine Art «Gesamtkunstwerk» erschlossen würde. Drittens sollte für KünstlerInnen eine anregende, temporäre Plattform für die Vernetzung und den Austausch mit andern KollegInnen und mit den QuartierbewohnerInnen entstehen. Viertens hoffte ich, dass die Leute aus dem Quartier die Ateliers benutzten, um durch die Kunst etwa zu Fragen der Quartierentwicklung angeregt zu werden.

Für mich eher überraschend tauchte im Frühling 2003 die Einordnung des Projekts FUGE als «institutionelle» Zwischennutzung einer Wohnsiedlung auf. Dieser Begriff der «Institution» wies auf die regulierenden Kräfte der tragenden Institutionen im Projekt hin, die sich zusammen mit Einzelpersonen zu einem Verein zusammenschlossen hatten. Das bunte Puzzlespiel der Interaktionen, beispielsweise zwischen der Liegenschaftsverwaltung und den KünstlerInnen, zwischen dem MieterInnenbüro und dem Gemeinschaftszentrum oder zwischen der Mieterschaft und dem Verein Pro FUGE, hatte sich insgesamt bemerkenswert gut entwickelt. Kaum jemand erinnert sich heute an die anfänglichen Ängste und Vorbehalte gegenüber der «experimentellen» Projektidee. Dieser lange, im Ganzen erfolgreiche Aushandlungsprozess und die schwierige Lage der ausziehenden BewohnerInnen absorbierten jedoch viele Energien der Vereinsmitglieder.

Um alle anfänglich gesteckten Erwartungen und Ziele in einem (noch) höheren Grad zu erfüllen, hätten die personellen und finanziellen Mittel des Vereins weiter ausgebaut werden müssen, wie dies im ursprünglichen Konzept auch vorgesehen war. So blieb ein eigentliches «Gesamtkunstwerk» ein Traum. Der Einbezug der Quartierbevölkerung in das FUGE-Projekt wurde vor allem im Rahmen der jährlichen Grünauftage 02/03 umgesetzt. Daneben fanden in Zusammenarbeit mit den Kulturschaffenden einige sehr erfolgreiche Schul- und Kinderaktionen in den Ateliers statt.

Insgesamt ist das Projekt FUGE aus meiner Sicht richtungsweisend. Die Aktionen rund um die Tage der offenen Ateliers verliefen spannend. In den Veranstaltungen von FUGE erörterte man unter anderem den Wertewandel in der Gesellschaft, die Bedeutung kultureller Mittel für die Stadt- und Quartierentwicklung sowie Bedenken wegen der «Instrumentalisierung» von Kultur und Kunst. Das hybride Gemisch von kommerzieller Kultur, alternativer Kultur, hoher Kultur und gemeinschaftlicher Soziokultur wird einerseits immer unübersichtlicher, andererseits kann diese Vielschichtigkeit dazu führen, dass Kulturschaffende in andern Kontexten wieder neu entdeckt werden. Diese Debatten rund um FUGE sind für Pro Helvetia und insbesondere für Kulturmobil wichtig, um in ähnlichen Projekten beratend und begleitend tätig zu sein und Impulse in der Kulturpolitik zu setzen.

Für die Liegenschaftsverwaltung der Stadt Zürich könnte FUGE in anderen Abbruch- oder Renovationsprojekten in allenfalls veränderter Form als Modell dienen. Mit Hans Graf sprach Hans-Peter von Däniken.

Herr Graf, würden Sie aus der Sicht der Liegenschaftsverwaltung heute das Projekt FUGE wieder unterstützen?

Ja, eindeutig! Als der Abbruch der Siedlung Bernerstrasse und die Vorgehensweise feststand, mussten wir uns überlegen, wie wir die Frist bewältigen zwischen dem Auszug der bisherigen Bewohner und dem Abriss. Insbesondere wollten wir eine illegale Besetzung der während einer gewissen Zeit möglicherweise leer stehenden Häuser vermeiden. Eine Zwischennutzung durch andere Institutionen schien uns daher sinnvoll. Frau Hannah Munz vom GZ Grünau schlug dann die Schaffung eines grossen Künstlerateliers vor. Nach anfänglicher Skepsis entwickelten wir zusammen mit den Vertretern anderer Institutionen eine Organisationsform, die zur Gründung des Vereins FUGE führte. Im Vorstand dieses Vereins waren nebst der Initiatorin und weiteren Personen auch Pro Helvetia und die Hochschule für Gestaltung und Kunst dabei, so dass für uns Gewähr bestand, dass das Kunstprojekt in einigermaßen geordneten Bahnen ablaufen würde.

Sie setzten sich tatkräftig für FUGE ein. Haben Sie persönlich ein besonderes Verhältnis zur Kunst?

Ich habe keine besonders ausgeprägte Affinität zur experimentellen Kunst. Aber ich fand die Idee bestechend, in der Grünau ein Experiment durchzuführen, dessen Risiko mehr oder weniger abschätzbar war.

Gab es denn innerhalb der Verwaltung starken Widerstand?

Eigentlich nicht. Eher skeptisches Zuschauen. Der Anfang erwies sich als schwierig, und phasenweise sah es so aus, als ob das Ganze nicht zustande kommen könnte. Organisatorische und finanzielle Fragen mussten gelöst werden. Schliesslich mussten wir als Liegenschaftsverwaltung die Wohnungen als Ateliers zur Verfügung stellen, ohne dafür Miete verlangen zu können, jedoch gegen Entgelt der Nebenkosten.

Eine Win-win-Situation für alle Seiten

War es psychologisch eine heikle Situation, als bisherige Mieterinnen und Mieter mit ansehen mussten, wie Kulturschaffende ihre Wohnungen «besetzten» und dort machen durften, was ihnen beliebte?

Ich glaube das nicht, weil wir seit 1999 die Mieterschaft offen über unsere Pläne bezüglich des bevorstehenden Abbruchs informiert hatten. Selbstverständlich ist es immer schwierig, wenn der tatsächliche Zeitpunkt des Auszugs gekommen ist. Aber wir versuchten, den Sorgen und Ängsten der Leute Rechnung zu tragen, indem wir das MieterInnenbüro vor Ort installierten. Wichtig war diese Institution nicht in erster Linie wegen der Wohnungsvermittlung, sondern weil man auf die Leute zugeht, ihnen zuhörte und sie psychologisch betreute.

Wird das Projekt FUGE für Sie als Modell in ähnlichen Situationen dienen?

In nächster Zeit stehen keine Renovationen in diesem Ausmass an. Hätten wir aber vergleichbare Bauprojekte durchzuführen, könnte ich mir ein ähnliches Projekt wieder vorstellen. In der Grünau ging ein solches Projekt deswegen besonders gut, weil man eine ganze Siedlung aufs Mal räumen musste und so viele Räume rasch für zahlreiche Kulturschaffende zur Verfügung standen. Sonst ist es jedoch oft so, dass die ehemaligen Mieter nach einer Renovation wieder zurückkommen oder dass ein Teil der Mieterschaft während des Umbaus zu Hause bleiben kann. In solchen Fällen wäre das Konfliktpotenzial zwischen Bewohnern und Kulturschaffenden wahrscheinlich grösser.

Man könnte Ihnen den Vorwurf machen, dass Sie die Kunst missbraucht haben, indem sie mit Hilfe von FUGE beispielsweise illegale Aktivitäten der Besetzerszene verhinderten.

Die Zwischennutzung durch FUGE war für die Liegenschaftsverwaltung tatsächlich ein Vorteil. Andererseits bin ich überzeugt davon, dass es uns auch ohne das Projekt FUGE gelungen wäre, eine sinnvolle Zwischennutzung zu organisieren. Meines Erachtens liegt eine Win-win-Situation für beide Seiten vor: Wir haben einen Beitrag an die Realisierung dieses einzigartigen Projekts leisten können. Und die Kulturschaffenden kamen hier zu einer einmaligen Gelegenheit, indem sie in einem Rahmen mitten im Lebensalltag arbeiten konnten, wie er ihnen sonst nicht zur Verfügung steht.

Städtisches Wohnen für wenig Geld

Anstelle der abgebrochenen Siedlung Bernerstrasse baut der Zürcher Architekt Adrian Streich die Wohnsiedlung Werdwies. Von Daniel Kurz.

Was ist eigentlich städtisches Wohnen? Für den Architekten der Werdwies, den Zürcher Adrian Streich, bedeutet es unter anderem: Dichte und Begegnung, soziale Durchmischung, Privatsphäre und gute öffentliche Räume. Sein Entwurf für die neue Wohnsiedlung Werdwies macht aus der Grünau einen Stadtteil mit Idaplatz-für-alle-Qualität. Einen Ort, wo das Velo ebenso zu Hause ist wie der Kinderwagen.

Sieben hohe, achtgeschossige Baukörper von unterschiedlicher Masse definieren die Plätze und Gassen. So entsteht nicht eine klassische Siedlung mit grünem Rasen, sondern ein Quartier, das zur Umgebung hin offen und zugänglich bleibt. Im Parterre der Häuser finden sich nur öffentlich nutzbare Räume: ein Restaurant, Läden, Ateliers, die Kinderkrippe und ein Gemeinschaftsraum. Auch die Waschküchen und Veloabstellräume haben Tageslicht. So kann im Eingangsbereich der Häuser ein reges öffentliches Leben stattfinden.

Alle Treppenhäuser sind natürlich belichtet und liegen zum Teil an der Aussenfassade, in den grösseren Häusern am intimen Treppenhof. In der Wohnung empfängt ein geräumiges Entree die Bewohnerin oder den Besucher. Der grosse Wohn- und Essraum hat Licht von zwei Seiten und öffnet sich zur Loggia, einem eigentlichen Zimmer im Freien. In vielen Fällen lässt sich der Wohnraum je nach Wunsch der Mieterschaft mit Leichtbauwänden unterteilen oder als loftartiger Grossraum bewohnen. Die eigentlichen Schlafzimmer sind zu einer kompakten Gruppe mit eigenem Bad zusammengefasst. Es entsteht so eine Palette von flexiblen Wohnungstypen mit 2- bis 6-Zimmern, die ihre Verwandtschaft mit Bürgerwohnungen um 1900 nicht verleugnen. Alle Wohnungen sind behindertengerecht ausgebaut und sämtliche Bäder rollstuhlgängig. Werdwies bietet also beste Voraussetzungen, um für eine vielfältige Mieterschaft attraktiv zu sein: für Familien, junge und alte MieterInnen, Singles und Paare, Schweizerinnen und Ausländer.

Die kompakte Bauweise und die einfache Grundrissstruktur bringen geringe Baukosten und erstaunlich preiswerte Mieten mit sich: Rund 1600 Franken kostet – so die Kalkulation – die 4-Zimmer-Wohnung von 105 Quadratmetern; das sind etwa 500 bis 700 Franken weniger als vergleichbare Angebote auf dem freien Markt. Ein Teil der Wohnungen wird zudem subventioniert und entsprechend noch billiger erhältlich sein.

Wer FUGE in der alten Siedlung Bernerstrasse besuchte, wird sich an die triste Romantik ihrer Rasenflächen und winzigen Balkonschubladen erinnern. Auch an die kunstvoll ausgeklügelten, für das Wohnen am Existenzminimum konzipierten Grundrisse. Als 1998 die Erneuerung der Siedlung zur Debatte stand, entschied sich die Stadt Zürich zum ersten Mal seit Jahrzehnten für den Abbruch einer so grossen Wohnsiedlung. Denn die Kleinteiligkeit und Billigbauweise der Altbauten hätten bei einer Renovation zu Kosten geführt, die in keinem Verhältnis zum Standard der Siedlung gestanden hätten. Hätte man Altbauten zusammengelegt, wären sie wesentlich teurer geworden als die jetzt geplanten Neubauwohnungen. Die Zeit bis zum Abbruch wurde genutzt, um für alle Mieterinnen und Mieter neue Wohnungen zu suchen. Während sich die Wohnungen allmählich leerten, entstand Raum für ein spannendes Zwischenspiel: FUGE.

Zusammen mit den ersten Mieterinnen und Mietern wird ab 2006 Kunst am Bau in der neuen Werdwies Einzug halten. «Dropped Sculptures» werden da und dort vorzufinden sein, wie vom Himmel gefallen. Der internationale Wettbewerb für diese künstlerische Intervention ist gegenwärtig in Vorbereitung.

Voraussichtliche Mietzinse in der Werdwies:

freitragend

subventioniert:

2½ Zimmer	960.–	
3½ Zimmer	1250.– bis 1280.–	
4½ Zimmer	1530.– bis 1610.–	1070.– bis 1130.–
5½ Zimmer	1770.– bis 1900.–	1240.– bis 1330.–
6½ Zimmer	2245.–	

Die Angaben basieren auf einem Hypothekarzins von 3¼ Prozent.
Bauherrschaft: Stadt Zürich – Liegenschaftenverwaltung, Amt für Hochbauten.



Von der Überforderung und Unterforderung der Kunst

Aufgegangen ist das Projekt FUGE für die Behörden der Stadt. Aber ist es auch aufgegangen für die Kunst? Von Gabriela Christen.

Es war einmal ein grünes Land vor den Toren der grossen Stadt, nicht weit vom Fluss gelegen. In der Stadt lebten die Menschen zusammengepfercht in kleinen Wohnungen, mussten das Holz zum Heizen im Keller holen und von Hand waschen. Das wollte die sozial gestimmte Stadt Zürich ändern, indem sie für junge Familien besseren Wohnraum schuf. Auf dem Land vor der Stadt, in der Grünau, erstrahlte ab 1959 die neue Siedlung Bernerstrasse in hellem Weiss. Mit ihren 267 Wohnungen bot sie all jenen Platz, die Kinder, aber weder Auto noch Fernseher besaßen. Ein egalitäres Ansinnen wurde Wirklichkeit. Eine utopische Wohneinheit mit gleichgestellten Menschen war entstanden, und alle lebten glücklich und zufrieden darin, bis sich die Zeiten änderten. Bis die Kinder gross wurden, Drogen konsumierten und in der Siedlung terroristische Zellen einrichteten. Bis die Bernerstrasse von grossen Autobahnen und Umfahrungsstrassen umzingelt war und nicht mehr von Schweizer Familien, sondern von kinderreichen Familien aus der ganzen Welt bewohnt wurde. Inzwischen war aus der weissgrünen Siedlung ein schmutzig-grauer und hundekotbrauner Schandfleck der Stadt geworden.

Und wieder entwickelte die soziale Stadt Zürich eine Vision für einen schöneren Wohnraum mit neuem Namen: Werdwies. «Aufwertung» heisst jetzt, zu Beginn des neuen Jahrtausends, das Zauberwort für die Siedlung, die Menschen aus allen sozialen Schichten Wohnraum zwischen den engen Schluchten ihrer Hausblöcke bieten soll. Werdwies wird für Arme subventionierte Wohnungen anbieten, für Familien Krippen, für Musiker Spezialzimmer, für Migros-Fans den Grossverteiler im Erdgeschoss und für Kunstfreunde ein Projekt mit Kunst-und-Bau von internationalem Rang – eine zeitgenössische Wohnutopie in der Stadt Zürich also.

Doch zwischen diesen beiden Wohnutopien tat sich eine Lücke auf, ein Leerraum. Denn die Menschen der Siedlung Bernerstrasse mussten zuerst wegziehen, Alte aus ihrem langjährigen Lebensumfeld, Junge aus den in der reichen Stadt selten gewordenen günstigen Wohnungen. Es drohte die Gefahr der Verwahrlosung und der Besetzung der leeren Häuser. Diesen Leerraum wollte die Stadt nicht dem Zufall überlassen, und der Verein Pro FUGE sprang in die Lücke. Aus dem unkontrollierbaren Übergang wurde eine «künstlerische Zwischennutzung» oder anders gesagt, die Lücke wurde administrativ und inhaltlich besetzt. Und wer kann solche Lücken besser füllen als die Kunst? Seit den Neunzigerjahren hat die Kunst die heiligen Hallen der Museen und Ausstellungshäuser verlassen und sich mit ihren Aktionen und Dienstleistungen in den Kontext von Stadt, Gesellschaft und Politik eingelassen. Was also lag näher, als Kunstschaffende und Kunst als Joker einzusetzen und den problematischen Übergang zwischen den beiden städtebaulichen Wohnszenarien mit einer künstlerischen Zwischennutzung zu überbrücken? Flugs wurde die Problemzone von Pro FUGE zur «Chance» umdefiniert: «Das Projekt ist eine Chance. Eine Chance für das Grünauquartier und seine BewohnerInnen. (...) Das Projekt ist eine grosse Chance für die Stadt Zürich und seine BewohnerInnen. Das Projekt ist eine Chance für die Kunstschaffenden, die teilnehmen. (...) Für eine kurze Zeitspanne entsteht am Rande dieser Stadt ein grosszügiges Ateliergelände, ein grosses und zugleich intimes Museum, eine Siedlung als Kunstwerk.» (aus: www.stzh.ch/mibuero/werdwies/fuge.htm) Die Kunstschaffenden erwarben sich ihren Anteil an dieser Chance, indem sie sich mit einem ortsspezifischen Projekt für ein Atelier qualifizierten.

Hinter dieser Wortblase einer «Chance für alle» steht nicht mehr und nicht weniger als die alte Heilserwartung an die Kunst, die alles richten soll: Die Stadt wird schöner und der Mensch glücklicher durch die Kunst. Kunst als Droge, die vergessen hilft, dass hier existenzielle Probleme gelöst werden müssen, Kunst, die alle hässlichen Symptome des Übergangs wegzaubert, die blinden, dunklen Scheiben der Wohnungen mit ihren Schöpfungen belebt, soziale Animation betreibt in ihren Projekten mit Kindern und (Noch-)BewohnerInnen der Siedlung an der Bernerstrasse.



Dass die Kunst damit überfordert sein musste, versteht sich von selbst: Wie sollten die KünstlerInnen in der Lage sein, in dieser kurzen Zeit Brücken über ethnische Gräben zu Menschen aus anderen Kulturen zu schlagen? Wie sollten sie aus den heruntergekommenen Häusern ein attraktives Gesamtkunstwerk machen, das den kleinbürgerlichen Mief oder auch den Geruch der Armut in der Siedlung vergessen lässt?

Die Kunst ist in einer Zwischennutzung, wie sie Pro FUGE als Programm für die Siedlung Bernerstrasse formuliert hat, aber auch massiv unterfordert. Die Zeit eines Auftragskünstlertums, das sich in den Dienst der Mächtigen stellt, um Stadtverschönerungsaufgaben nach dem Gusto der Regierenden zu realisieren, ist glücklicherweise vorbei. Wenn sich die Kunst in die Öffentlichkeit begibt, so ist ihre Funktion nicht diejenige der Harmonisierung oder der Ästhetisierung der Welt, sondern diejenige der Störung, des Widerstandes, des Hindernisses. Wolfgang Welsch definiert die Rolle der Kunst im hyperästhetisierten öffentlichen Raum als diejenige eines Ärgernisses, das die hochpolierten Werbeflächen aufbrechen soll (Wolfgang Welsch, *Grenzgänge der Ästhetik*, Ditzingen 1996, pp. 207–209). In einer Welt voller Design-Spezialisten, die alle Facetten des Lebens verschönern, muss sich die Kunst eine neue Aufgabe suchen. Über die rein ästhetische Perspektive hinaus beschreibt Walter Grasskamp die Rolle der Kunst im Stadtraum als eine demokratische: Kunst stört immer. Im durchfunktionalisierten öffentlichen Raum kann die Kunst nur im Wege stehen, die Menschen auf ihren Gängen durch den Stadtraum stören oder die normierten Wahrnehmungsformen enttäuschen und hintertreiben. Ihre Aufgabe besteht nämlich genau darin, Anlass zu Auseinandersetzung und Diskussion zu geben und so durch Störung die Konfliktfähigkeit als Grundtugend der Demokratie zu schulen (Walter Grasskamp, *Invasion aus dem Atelier*. In: *Unerwünschte Monumente, Moderne Kunst im Stadtraum*, München 2000, p. 168).

Macht es also Sinn, die Kunst in das Korsett einer «künstlerischen Zwischennutzung» mit klarer Umschreibung ihrer Aufgaben zu zwingen? Soll man den KünstlerInnen den Bezug zum Quartier und die Mitarbeit an diesem grossen Siedlungs-Gesamtkunstwerk-Museum abverlangen? Das Projekt Pro FUGE hat darauf selber eine eindeutige Antwort gegeben: Es funktioniert nicht, wenn man das tut. Aufgegangen ist Pro FUGE für die Behörden, die sich eine friedliche Abwicklung des Auszuges der Mieterschaft erhofft haben, und für die Kunstschaffenden, die relativ günstigen Atelierraum nutzen konnten. Das «intime Museum» der «Siedlung als Kunstwerk» hingegen ist in weiten Teilen gescheitert. Deutlicher vielleicht sogar, als wenn man auf inhaltliche Auflagen für die Kunstschaffenden verzichtet hätte und den Miet-KünstlerInnen keinen Arbeitszoll abverlangt hätte.

Anstatt den Zugang zu den billigen Ateliertöpfen mit Auflagen und Aufgaben an die Kunst zu reglementieren, sollte man sich in künftigen Projekten mit der Frage nach Anreizen zur Einbindung von Kunstschaffenden beschäftigen. Man hätte beispielsweise das für die neue Siedlung Werdwies geplante Kunst-und-Bau-Projekt im Rahmen einer Zwischennutzung erarbeiten lassen und so neuartige Modelle für die Zusammenarbeit von Kunst und Städtebau entwickeln können, statt einen Wettbewerb mit internationalen Grössen von aussen zu veranstalten. Künftige Projekte von Zwischennutzungen im städtischen Kontext könnten sich so als Laboratorien zur Erprobung von künstlerischen Strategien für den Stadtraum umfunktionieren lassen – ohne dass die Kunst zur Handlangerin in soziokulturellen Projekten degradiert wird.

ausziehen

Von Ruth Schweikert

Er war wie üblich morgens um halb sieben nach Hause gekommen. Die Nacht war ruhig gewesen; zwei problemlose Geburten, zwei Mädchen, beide gesund. Er hatte den Wintermantel an die überfüllte Garderobe gehängt und die Reste vom Vorabend direkt aus dem Kühlschrank gegessen, obwohl er kaum Hunger hatte, Ratatouille und Kartoffelgratin. Draussen war es noch dunkel. Er liebte den behutsamen Übergang von der Nacht in den Tag, wenn die Menschen sich benommen aus dem Schlaf schälten und in den umliegenden Häusern ein Licht nach dem andern anging. Es war still in der Wohnung, Annina und die beiden Kinder schliefen wie fast immer, wenn Marcel Nachtdienst hatte, im grossen Bett, Annina eingequetscht in der Mitte, Teresa links von ihr, die kleinen Hände zu Fäusten geballt, während Elena entspannt auf dem Rücken lag und die ganze rechte Seite in Beschlag nahm. Marcel ging ins Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und startete den PC. Ohne dass er ihr Hereinkommen bemerkt hatte, stand plötzlich Annina hinter ihm, die schlafende Teresa an die Brust gedrückt wie ein Schutzschild. Alles okay, fragte er. Annina nickte abwesend und starrte an Marcel vorbei auf den Bildschirm, wo die ersten zehn von 122 Suchergebnissen für «Dreizimmerwohnung Stadt Zürich» zu sehen waren. Die meisten Angebote waren unbrauchbar für eine ältere Dame mit einem gewissen Anspruch an Lage und Ausstattung. Annina legte eine Hand auf Marcells linke Schulter und sagte leise: Suchst du dir eine Wohnung, verlässt du uns?

Marcel lachte, sagte Quatsch und schüttelte den Kopf: Ich suche eine Wohnung für Margrit.

Margrit, sagte Annina, du suchst eine Wohnung für die Freundin deines Vaters?

Er hat mich gestern Abend angerufen. Ob du es glaubst oder nicht, er zieht wieder mit meiner Mutter zusammen. In das winzige alte Haus im Oberland, das sie vor vierzig Jahren gekauft haben.

Vor zehn Jahren hatten Marcells Eltern sich getrennt und waren beide nach Zürich gezogen, Erna in eine bescheidene Zweizimmerwohnung unterhalb des Höggerbergs, Otto zusammen mit Margrit in eine Jugendstilwohnung im Kreis 6. Margrit und Otto waren ein perfektes Paar. Rücksichtsvoll im Umgang miteinander und ständig unterwegs, schienen sie ihr Leben als einermassen gut gestelltes Rentnerpaar so richtig zu geniessen. War Otto früher äusserst sparsam gewesen, gab er jetzt das Geld mit vollen Händen aus. Die Ankündigung seines Vaters hatte Marcel vollkommen überrascht.

Hat er sich etwa wieder in deine Mutter zurückverliebt, fragte Annina spöttisch.

Darum gehts überhaupt nicht. Meine Mutter spielt kaum eine Rolle. Er behauptet, Margrit habe in bester Absicht einfach alles entschieden. Er habe sich ihr gegenüber nie durchsetzen können. Schon nach drei Monaten sei es ihm klar gewesen, dass er zu schwach sei für eine so tolle, starke Frau. Erst jetzt, wo er weiss, dass er krank ist und nie mehr gesund wird, hat er den Mut aufgebracht, sich von ihr zu trennen. Mit siebenundsiebzig! Er sei es sich selber schuldig, sagt er; ja, er hält es für eine beinahe religiöse Pflicht, auf seine alten Tage seine Geschichte selber zu Ende zu schreiben.

Annina sah Marcells nackte Kopfhaut, wie sie rosig schimmerte unter den kurz geschnittenen, schwarzen Haaren, und sagte ruhig: Ich dachte wirklich, du willst ausziehen.

Marcel stellt den Computer aus und stand auf. Annina war beinahe nackt; sie trug nur ein eng anliegendes, dünnes weisses Unterhemd. Wie Nicole Kidman in Eyes Wide Shut. Sie hatte ein paar graue Haare bekommen, und ihre Brüste waren durch die beiden Schwangerschaften und Stillzeiten schlaffer geworden. Trotzdem war sie in den acht Jahren ihres gemeinsamen Lebens nie schöner gewesen als in letzter Zeit. Sie wirkte schmal, fragiler und gleichzeitig kraftvoller, als hätte sie Ballast abgeworfen, um an Substanz zu gewinnen.

Ihre Gesichtszüge waren klarer, ohne hart zu wirken, und unter jedem Quadratzentimeter ihrer Haut schienen ständig kleine Leuchtkörper zu explodieren. Marcel hatte ihre Verwandlung mit leiser Verwunderung konstatiert.

Kannst du die kleine Tyrannin da nicht in ihr eigenes Bett legen, sagte er.

Was glaubst du, sagte Annina stattdessen, macht man Liebe, um sich zu betäuben oder um sich lebendig zu fühlen?

Beides, nehme ich an, sagte Marcel irritiert, je nach Situation.

Ich kann nicht mehr essen, sagte Annina, und ich kann nicht mehr schlafen. Es ist traurig und unerträglich. Ich habe mich in jemanden verliebt. Du kennst ihn. Einer unserer Nachbarn, glücklich verheiratet. Ich weiss noch nicht mal, ob verlieben das richtige Wort ist. Er ist nicht halb so gebildet wie du. Nach allen objektiven Kriterien bist du ihm überlegen. Wir schlafen nicht miteinander, obwohl ich es möchte. Ich möchte es so sehr, dass mir schlecht wird, wenn ich nur schon daran denke. Ich möchte mir vor ihm jede Blösse geben. Aber er will es nicht. Er sagt, er habe es in seinem ganzen Leben niemandem erlaubt, seine Sehnsucht nach Absolutheit auf ihn zu übertragen. Seine Weigerung demütigt mich, aber es ist mir egal. Im Gegenteil, es macht mich sogar glücklich, dass er mich so sieht, erniedrigt und wie eine läufige Hündin.

Wer ist es, hörte Marcel sich fragen, André oder Pascal? Oder vielleicht Sebastian?

Was spielt das schon für eine Rolle, sagte Annina.

Draussen vor dem Fenster lag Downtown Switzerland, in die letzten Ausläufer jener Träume versunken, die als dunkle Wunscherfüllung begannen und an jenem Punkt, wo man besser aufwachen sollte, in Alpträume kippten, die einem höhnend und böse den Wunsch hinter dem Wunsch vor Augen führten.

Und was willst du jetzt tun, sagte Marcel, vielleicht solltet ihr eine Woche zusammen wegfahren.

Und dann?

Weisst du, was mich am meisten kränkt? Dass wahrscheinlich alle im Haus es wissen und ich die ganze Zeit über nichts gemerkt habe.

Du hast mich mindestens dreimal gefragt, sagte Annina, ob ich verliebt sei, aber so beiäufig, dass ich dir nie antworten musste.

Dann war Teresa aufgewacht und hatte leise zu weinen begonnen. Annina hatte ihr etwas ins Ohr geflüstert, das Marcel nicht verstand, und sie hatte laut gesagt: Ich mache uns was zum Frühstück, ich glaube, Teresa hat Hunger. Elena wird auch bald aufwachen.

Das war vor knapp zwei Wochen gewesen, am fünfundzwanzigsten Januar. Am siebenundzwanzigsten hatte Elena ihren fünften Geburtstag, und sie hatten ihr ein gelbes Fahrrad mit Stützrädern geschenkt und dazu eine grosse Schachtel mit vielen bunten Legosteinen, mit denen man ein frei stehendes Einfamilienhaus bauen konnte, das zwei Toiletten und eine Badewanne hatte und vier kleine, weisse Betten, eine grasgrüne Gartenplatte und zwei Garagen, aber kein Dach.

In dieses Haus ziehen wir um, sagte Elena, als sie es im Kinderzimmer aufgebaut hatten, das habt ihr mir versprochen.

Die einzige Lösung, hatte Annina gesagt, ist, dass wir hier ausziehen, und zwar so schnell wie möglich.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27

